



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Doing Nachbar*innenschaft – Raumproduktion am
Beispiel eines Partizipationsprojekts in
Wien Ottakring“

verfasst von / submitted by

Maj Karlotta Neumann, BA

angestrebter akademischer Grad

/

in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 14.02.2023 / Vienna 14.02.2023

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 066 823

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Europäische Ethnologie

Betreut von / Supervisor:

Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Brigitta Schmidt-Lauber

Danksagung

An erster Stelle möchte ich mich bei meinen Studienkolleginnen und langjährigen Freundinnen Kristiane und Lisa bedanken, ohne eure Unterstützung und beständige Motivation hätte ich meine Masterarbeit nicht beendet. Für die unermüdliche Unterstützung im Korrekturlesen in einem finalen Kraftakt danke ich Buddy Bear Chicken.

Besonderer Dank gilt meiner Betreuerin Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Brigitta Schmidt-Lauber, die mich mit viel Einfühlungsvermögen und wichtigem bereicherndem inhaltlichem Feedback zur fertiggestellten Masterarbeit begleitet hat.

Außerdem möchte ich meinen Eltern, Dörte und Marc, für ihre liebevolle, bestärkende Begleitung und Hanne und Steven für die finanzielle Unterstützung danken. Meiner Schwester Liv und meinen Freund*innen in Hamburg, Wiesbaden und Wien danke ich dafür, dass sie mir emotional und moralisch zur Seite standen.

Für die finale Überarbeitung der Formalia sowie die Unterstützung im stressigen Alltag während des Verfassens der Masterarbeit danke ich Christian.

Abschließend möchte ich meinen Dank meinen Interviewpartner*innen und Nachbar*innen für ihre Zeit und Offenheit aussprechen.

INHALTSVERZEICHNIS

1	EINLEITUNG – „NACHBARSCHAFT IST ARBEIT!“	4
2	NACHBAR*INNENSCHAFT UND RAUMPRODUKTION.....	8
2.1	NACHBAR*INNENSCHAFT – ZWISCHEN RÄUMLICHER KOEXISTENZ UND SOZIALER BEZIEHUNG	8
2.1.1	NACHBAR*INNENSCHAFT IM MITTELALTER	10
2.1.2	NACHBAR*INNENSCHAFT IM 19. UND 20. JAHRHUNDERT	11
2.1.3	NACHBAR*INNENSCHAFT IM POSTFORDISMUS.....	13
2.1.4	STÄDTISCHE NACHBAR*INNENSCHAFT IM 21. JAHRHUNDERT	14
2.2	URBANER, ÖFFENTLICHER (FREI-)RAUM ALS GESTALTUNGSRAUM.....	17
2.3	PARTIZIPATION – STADTENTWICKLUNG FROM WITHIN.....	21
3	FORSCHUNGSDESIGN – „WENN DU SO ALS NEUER ZU DEN EINGESCHWORENEN DINGEN KOMMST, IST ES SCHWER ANSCHLUSS ZU FINDEN.“	26
3.1	FORSCHUNGSFELD.....	27
3.1.1	HYRTLASSE – GRAUE MAUS IN 16020	29
3.1.2	GRÄTZLOASE, PARKLET UND VERANDA16	33
3.1.3	NACHBAR*INNEN DER HYRTLASSE UND ANDERE STAKEHOLDER*INNEN	36
3.2	MEINE POSITION ALS FORSCHERIN UND NACHBARIN	39
3.3	TEILNEHMENDE BEOBACHTUNG ALS NACHBARIN RUND UM DIE VERANDA16	40
3.4	DIGITALER UND ANALOGER AUSTAUSCH: E-MAILS UND AUSHÄNGE FÜR DIE VERANDA16.....	41
4	DOING NACHBAR*INNENSCHAFT – RUND UM DIE VERANDA16	43
4.1	NACHBAR*INNEN SEIN – VOR DER VERANDA16	45
4.1.1	PASSIVE NACHBAR*INNENSCHAFT	47
4.1.2	ÜBERNOMMENE NACHBAR*INNENSCHAFT.....	51
4.1.3	EIGENE NACHBAR*INNENSCHAFT	52
4.2	NACHBAR*INNEN WERDEN – WÄHREND DER VERANDA16	54
4.2.1	SOLITÄRE NACHBAR*INNENSCHAFT	56
4.2.2	SPIONIERENDE NACHBAR*INNENSCHAFT	58
4.2.3	SOZIALE NACHBAR*INNENSCHAFT.....	59
4.3	PARTIZIPATION IN DER NACHBAR*INNENSCHAFT – ÜBER DIE VERANDA16	61
4.3.1	DIVERSE NACHBAR*INNENSCHAFT	63
4.3.2	PARKENDE NACHBAR*INNENSCHAFT	65
4.3.3	URLAUBENDE NACHBAR*INNENSCHAFT	67
4.3.4	POLITISCHE NACHBAR*INNENSCHAFT.....	69

5	FAZIT UND AUSBLICK – „ES GIBT EINEN NEUEN RAUM, DER GENUTZT WIRD, DAS IST SCHON SINNVOLL!“	71
6	LITERATURVERZEICHNIS	75
7	ABBILDUNGSVERZEICHNIS.....	81
8	ANHANG	82
8.1	ABSTRACT	82
8.2	FELDNOTIZEN.....	82
8.2.1	ZEITRAUM BIS ZUM AUFBAU DER VERANDA16, 1.4.-2.7.2021.....	82
8.2.2	ZEITRAUM WÄHREND DER AUFSTELLUNG DER VERANDA16, 2.7.-31.10.2021	82
8.3	E-MAILS AN VERANDA16@GMAIL.COM	83
8.3.1	E-MAILS MIT S.T.....	83
8.4	INTERVIEWLEITFÄDEN.....	83
8.4.1	INTERVIEWLEITFADEN: DANIEL GLASER.....	83
8.4.2	INTERVIEWLEITFADEN: NACHBAR*INNEN.....	83
8.5	INTERVIEWTRANSKRIPTE.....	84
8.5.1	TRANSKRIPT EVA BRAXENTHALER, 13.6.2021, WIEN, 22 S.	84
8.5.2	TRANSKRIPT DANIEL GLASER, 14.9.2021, WIEN, 18 S.....	84
8.5.3	TRANSKRIPT JULIA, 7.9.2021, WIEN, 17 S.....	84
8.5.4	TRANSKRIPT VICTOR, 27.10.2021, WIEN, 27 S.	84
8.5.5	TRANSKRIPT MARVIN, 27.10.2021, WIEN, 11 S.	84
8.5.6	TRANSKRIPT FRAU GUFO, 2.11.2021, WIEN, 16 S.....	84
8.6	BEISPIELE FÜR AUSHÄNGE UND ANKÜNDIGUNGEN.....	85
8.6.1	EINLADUNG PARKING DAY	85
8.6.2	EINLADUNG ABSCHLUSSFEST	86
8.6.3	AUSHANG VERANDA16	87

1 Einleitung – „Nachbarschaft ist Arbeit!“¹

Alles beginnt mit einer fixen Idee: Ich will meine Wohnumgebung im Westen von Ottakring, dem 16. Wiener Gemeindebezirk, verändern, weil mich der fahrende und ruhende Verkehr mit der einhergehenden Luftverschmutzung und Lärmbelastung vor meiner Haustür stören. Als Vorbild dient mir die Hasnerstraße, die sich unweit meines Wohnhauses befindet und als verkehrsberuhigte Fahrradstraße, die zu beiden Seiten mit Bäumen begrünt ist, einen Gegenpol zur lauten, unbelebten, grauen und unbegrünten Hyrtlgasse bildet (siehe Abb. 2). Seit 2019 wird einmal jährlich in den Sommermonaten ein Abschnitt der Hasnerstraße komplett von Autos befreit und mit Sitzmobiliar, Wasserspendern und Pflanztöpfen ausgestattet und von der Nachbar*innenschaft² als Treffpunkt angenommen (siehe Abb.1). Zuerst geschah das auf Initiative der Stadt Wien, später durch das Engagement der Anrainer*innen³. Davon inspiriert entschied ich mich im Frühjahr 2021 dazu, mit zwei befreundeten Nachbarinnen einen Antrag für ein *Grünes Parklet*⁴ beim Aktionsprogramm Grätzloase⁵ des Vereins Lokale Agenda 21 einzureichen. Dieses Parklet sollte also der Startschuss und Mittelpunkt meiner Forschung zum Thema Nachbar*innenschaft werden.

Parklets hatten mein Interesse schon vor einigen Jahren geweckt, als ich im Rahmen eines Erasmus-Aufenthalts sechs Monate in Wien verbrachte. Mittlerweile nenne ich Wien seit sieben Jahren dauerhaft mein Zuhause, die letzten vier Jahre habe ich in der Hyrtlgasse in Ottakring gewohnt. Durch die Pandemie und das Zurückgeworfen-Sein auf das eigene Wohnumfeld im Jahr 2020 gewann das Thema von qualitätsvollen

¹ siehe Anhang 8.5.5

² In meinem Text verwende ich die gendergerechte Schreibweise des Wortes Nachbar*innenschaft mit einem gender*, der Personen aller Geschlechtsidentitäten einbezieht. In der sozial- und kulturwissenschaftlichen (Fach-)Literatur wird das Konzept als Nachbarschaft gefasst. Wenn ich aus der Literatur zitiere, taucht daher dieser Begriff auf, während ich in meinen eigenen Formulierungen das Wort Nachbar*innenschaft verwende.

³ Unter dem Namen *Cooler Straße* wurden in ganz Wien 18 Straßen teils temporär teils längerfristig umgestaltet, um das Mikroklima zu verbessern und das Miteinander zu stärken. Mit dem politischen Wechsel nach den Wahlen 2020 wurde dieses Projekt nicht weitergeführt. Stattdessen organisierten sich die Bewohner*innen vor Ort selbst und gestalteten mit finanzieller Unterstützung des Aktionsprogramms Grätzloase ihre eigene *Hasneroase* (vgl. Puschatz 2021).

⁴ Parklets sind Umnutzungen des Parkraums in Städten. In Wien kennt man sie in gewerblich genutzter Form auch als Schanigärten. Die Idee dahinter ist, den öffentlichen Raum für die Bewohner*innen der Stadt als Erholungs- und Aufenthaltsraum zu gestalten. *Grüne Parklets* sind eine Förderschiene des Aktionsprogramms Grätzloase, Parklets gibt es auch davon unabhängig.

⁵ Das Aktionsprogramm Grätzloase gibt es seit 2015. Es wird von der Lokalen Agenda 21, einem Verein zur Förderung von Bürger*innenbeteiligung in Wien, gefördert, um die Bewohner*innen Wiens bei Ideen zur Gestaltung ihrer Stadt zu unterstützen.

Aufenthaltssorten im öffentlichen Raum nicht nur allgemein mehr an Aufmerksamkeit, sondern bildete auch den Ausgangspunkt für mein Engagement in der Nachbar*innenschaft und schließlich für meine Forschung im Rahmen der vorliegenden Masterarbeit.



Abbildung 1: *HasnerOase*, Sommer 2021, Quelle: Screenshot: https://www.meinbezirk.at/ottakring/c-lokales/das-selbstmach-sommergratzel_a4828405#gallery=null, 11.02.2023



Abbildung 2: Hyrtlasse in Wien, 2021, eigenes Foto

Die Hyrtlasse ist also gleichzeitig mein Wohnort und der Ausgangspunkt meiner Forschung. Der Kontakt mit den Nachbar*innen im Haus ist eher oberflächlich und es gibt nur wenig engeren Austausch zwischen den Parteien. Diese Ausgangssituation hat mich dazu bewogen, mich für meine Nachbar*innenschaft zu engagieren. Die Motivation speiste sich aus dem Wunsch nach mehr nachbar*innenschaftlicher Gemeinschaft einerseits und aus meinem wissenschaftlichen (Forschungs-)Interesse an städtisch-geförderten Beteiligungsprojekten für „ein gutes Zusammenleben“ (Verein Lokale Agenda 21 2022) andererseits.

Partizipative Stadtentwicklungskonzepte erleben in den letzten Jahren in vielen europäischen Städten einen Boom, so auch in Wien. Eines dieser Projekte ist die Grätzloase ein Aktionsprogramm des Vereins Lokale Agenda 21 zur Förderung von Bürger*innenbeteiligungsprojekten der Stadt Wien. Sie unterstützen unterschiedliche Aktionen im öffentlichen Raum, die von engagierten Bewohner*innen geplant und durchgeführt werden, mit dem Ziel das Zusammenleben im Grätzel positiv zu beeinflussen. Am Beispiel der Grätzloase möchte ich die unterschiedlichen Dimensionen

solcher Beteiligungsprojekte nachvollziehen und auf ihr Potenzial zur Verbesserung von Nachbar*innenschaft und damit der Lebensqualität in Städten überprüfen. Inwiefern lassen sich Wünsche von Bewohner*innen und städtischen Institutionen in dieser Art der öffentlich-privaten Zusammenarbeit vereinbaren? Welches (Ideal-)Bild von Stadt und Nachbar*innenschaft transportieren diese Institutionen?

Nachbar*innenschaft wird im städtischen wie auch wissenschaftlichen Kontext häufig mit rein positiven Bedeutungen in Verbindung gebracht⁶: beispielsweise Hilfe im Alltag, Solidarität, Gemeinschaft und ein freundliches Miteinander, das auch durch gemeinsame Aktionen und gemeinschaftliches Gestalten charakterisiert ist. Was aber, wenn das weder gewollt ist noch gelebt wird? Wie lässt sich Nachbar*innenschaft greifbar machen, die solchen konventionellen/kollektiven Vorstellungen weniger Bedeutung beimisst? Dabei ist die Klärung der Bedeutung von Nachbar*innenschaft grundlegend. Ich zeichne daher in meiner Arbeit die Herkunft und verschiedene Bedeutungen des Begriffs nach, um herauszuarbeiten mit welchem Konzept von Nachbar*innenschaft ich arbeite. Ich stelle die Frage, ob ein öffentlich umgenutzter Ort (in meinem Fall ein Parkplatz, der zur Veranda wird) ein Ausgangspunkt für Gemeinschaft sein kann. Welche Formen und Vorstellungen von Nachbar*innenschaft und Gemeinschaft lassen sich über eine solche Umwidmung öffentlicher Flächen produzieren? Was bedeutet in diesem Zusammenhang Beteiligung/Partizipation? Daraus ziehe ich meine Forschungsfragen: Welchen Beitrag können stadtpolitische Beteiligungsprojekte zu Nachbar*innenschaften leisten? Wie wird Nachbar*innenschaft in der Hyrtlasse und auf dem Parklet veranda16⁷ gelebt?

Der Titel meiner Arbeit „Doing Nachbar*innenschaft – Raumproduktion am Beispiel eines Partizipationsprojekts in Wien Ottakring“ bezieht sich auf die Alltagspraktiken der Akteur*innen und deren Anteil an der Produktion und Prozesshaftigkeit der Nachbar*innenschaft. Er deutet folglich an, dass Nachbar*innenschaft keine starre Einheit ist, die sich in einem konkreten/kollektiven Verständnis fixieren lässt und verweist auf die Relationalität dieser Kategorie, die sich mit der Perspektive des *doing* als etwas immer wieder Aushandelbares darstellen lässt. So wird das *Doing Nachbar*innenschaft* für mich in dieser Arbeit eine Suchperspektive auf Stadt und städtische Raumproduktion.

⁶ Vor allem die dörfliche Nachbar*innenschaft wird als erstrebenswertes Ziel der Stadtentwicklung idealisiert, worauf im Kapitel 2.1 genauer eingegangen wird.

⁷ Als Initiator*innen entschieden wir uns dafür, das Parklet in der Hyrtlasse *veranda16* zu nennen und nahmen damit Bezug auf den Standort im 16. Bezirk. Das Parklet stand im Zeitraum von Anfang Juli bis Ende Oktober 2021 in der Hyrtlasse. Die veranda16 nutzte 1 ½ Parkplätze. Ein Halteverbot, das aufgrund einer Baustelle am Haus (im Zeitraum von Mai bis September 2021) eingerichtet wurde befand sich direkt neben dem Parklet.

Nachfolgend wird in Kapitel 2 eine historische und kulturwissenschaftliche Einordnung des Begriffs Nachbar*innenschaft vorgenommen. Hier gehe ich insbesondere auf das Konzept von Nachbar*innenschaft im Mittelalter, in der späten Neuzeit (19. und 20. Jahrhundert), im Postfordismus sowie im 21. Jahrhundert ein. Außerdem definiere ich die Begriffe *städtischer Freiraum* und *Partizipation*, um diese für meine Analyse des *Doing Nachbar*innenschaft* in der Hyrtlgasse sowie auf der veranda16 nutzbar zu machen. In Kapitel 3 gehe ich auf mein Forschungsdesign, die angewendeten Methoden, meine Interviewpartner*innen und meine Rolle als Forscherin ein. Als Leitmethode meiner Forschung diene mir die Grounded Theory. Zur Erhebung des Forschungsmaterials führte ich Leitfaden gestützte, narrative Interviews und erstellte in teilnehmenden Beobachtungen Feldnotizen. Anschließend analysiere ich das von mir erhobene Material in Kapitel 4, um meine forschungsleitenden Fragen zu beantworten. Dabei stelle ich insbesondere dar, welche unterschiedlichen Formen der Nachbar*innenschaft sich in der Hyrtlgasse gezeigt haben. Ich schließe meine Arbeit mit einem Fazit ab, in dem ich meine Forschungsergebnisse zusammenfasse und in Beziehung setze zur theoretischen Arbeit an den Konzepten städtisch-öffentlicher Freiraum, Partizipation und Nachbar*innenschaft. Außerdem präsentiere ich in einem Ausblick weiterer interessanter Forschungsmöglichkeiten.



Abbildung 3: veranda16 Parklet in der Hyrtlgasse, 2021, eigenes Foto

2 Nachbar*innenschaft und Raumproduktion

Nachfolgend gebe ich meiner Forschung einen theoretischen Rahmen, um nachvollziehbar zu machen, welche Potenziale und Grenzen die gewonnenen Erkenntnisse zu Nachbar*innenschaft aufzeigen können. Anhand ausgewählter grundlegender Konzepte verdeutliche ich, wie ich mein Material mit Blick auf meine Forschungsfragen aufgearbeitet und analysiert habe. Zunächst beschreibe ich das Konzept der Nachbar*innenschaft aus historischer und gegenwärtiger Perspektive der empirischen Kulturwissenschaft und der Stadtsoziologie. Anhand dieser begrifflichen Aufarbeitung veranschauliche ich, wie ich Nachbar*innenschaft in dieser Arbeit greifbar und bearbeitbar mache. Ein weiteres zentrales Konzept für meine Forschung ist der städtisch-öffentliche Freiraum, da ich einen Großteil meines empirischen Materials hier gewonnen habe, und das Konzept des Stadtraums als Raum der Gesellschaft bzw. Gesellschaftsraum grundlegend ist. Außerdem erläutere ich, welche Rolle partizipative Stadtentwicklungsprojekte für die Stadt und Nachbar*innenschaft spielen. Dabei geht es mir darum, die relevanten politischen Ausrichtungen und Instrumente Wiens aufzufächern, insbesondere den Verein Lokale Agenda 21 und das Aktionsprogramm Grätzloase vorzustellen und einzuordnen.

2.1 Nachbar*innenschaft – zwischen räumlicher Koexistenz und sozialer Beziehung

„War früher Nachbarschaft eher eine räumliche Tatsache, die sich sozial organisiert hat, so beruht sie heute eher auf sozialer Nähe, die sich räumlich organisiert“ (Häußermann/ Siebel in Schnur 2012: 458).

Meinem persönlichen Interesse und Engagement für die Nachbar*innenschaft entspringt die Irritation darüber, was genau damit gemeint ist. Nachbar*innenschaft scheint eine klare Definition zu haben, die von allen gleich verstanden wird. Schon zu Beginn meiner Forschung stellte ich fest, dass das nicht der Realität entspricht. Nicht nur assoziieren mein Mitbewohner und ich unterschiedliche Bedeutungen mit dem Begriff, auch im Austausch mit Freund*innen, Studienkolleg*innen und – im weiteren Verlauf der Forschung – meinen Nachbar*innen erkannte ich, dass es nicht *eine* universell gültige Beschreibung/Bedeutung von Nachbar*innenschaft gibt. Assoziierten einige fast ausschließlich positiv besetzte Begriffe wie gegenseitige Unterstützung, Austausch, Alltagshilfe und Miteinander, gaben andere eher neutral bis negativ konnotierte Bedeutungen wie höfliche Distanz, Anonymität und Arbeit an. Während wieder andere die gebaute Umwelt in meist städtischem Umfeld und somit eine räumliche Komponente

mit dem Begriff Nachbar*innenschaft assoziierten. Etymologisch stammt der Begriff Nachbar*in vom mittelhochdeutschen *nachgebure*, was „gemeindeangehöriger (sic!)“ bedeutet bzw. die*der, „dessen haus (sic!) oder wohnung (sic!) angrenzt oder in der nähe (sic!) des andern ist, oft geradezu der nächste (sic!)“ oder die*der „dessen gut (sic!) an ein anderes grenzt“ (Grimm: 22f.). Ursprünglich hat Nachbar*in drei Charakteristika: räumliche Nähe, Agrarwirtschaft und Eigentum (vgl. Hamm: 14). Die Nachbar*innenschaft bedeutete historisch erstens die Gesamtheit der Nachbar*innen, deren Verhältnis zueinander sowie die damit „verbundenen pflichten (sic!)“ (Grimm: 28). Zweitens bezog sich die Bedeutung des Begriffs auf das „gegenseitige nahesein (sic!), die nahe beziehung (sic!), örtlich oder verwandtschaftlich“ (ebd.).

Heute wie damals finden sich zwei Dimensionen in der Bedeutung von Nachbar*innenschaft: räumliche Nähe und soziale Interaktion (vgl. Hamm: 14, Wietschorke: 93). Daraus lässt sich schließen, dass Nachbar*innenschaft ein relationaler Begriff ist, der abhängig von der jeweiligen Zeit, dem Ort, den Akteur*innen und den materiellen Gegebenheiten in seiner Bedeutung variiert. Er ist situativ gebunden, dennoch beweglich und sagt aus verschiedenen Perspektiven unterschiedliches über kollektive Vorstellungen des Zusammenlebens in Gesellschaft aus.

Der Soziologe Bernd Hamm hat mit seiner Monografie „Betrifft: Nachbarschaft. Verständigung über Inhalt und Gebrauch eines vieldeutigen Begriffs“ (1973) einen Schlüsseltext zur Nachbar*innenschaftsforschung verfasst. Wie viele andere Wissenschaftler*innen (vgl. Gozzer, Reutlinger/ Stiehler/ Lingg, Wietschorke, Schnur, u.a.), folge ich Hamms Schilderungen zur historischen Dimensionierung des Konzepts Nachbar*innenschaft, da es einen strukturierten und nachvollziehbaren Überblick gibt. Die Entwicklung und Weiterführung bzw. teilweise Umdeutung und Re-Interpretation des Konzepts Nachbar*innenschaft bis in die heutige Zeit ergänze ich mit Hilfe weiterer wissenschaftlicher Texte und meinen eigenen Erkenntnissen aus der Forschung. Hamm verbindet stadtplanerische mit soziologischen Theorien und Konzepten und zeichnet die seines Erachtens zentrale Frage der räumlichen Dimension sozialen Verhaltens nach: „Ist es möglich, durch die Manipulation der gebauten Umwelt auf soziale Prozesse und Beziehungen gestaltend einzuwirken? Kann man hier gar von einem Mittel zu gesellschaftlicher Reform sprechen?“ (Hamm: 10) Eine Frage, die auch ich mir zu Beginn meiner Forschung stellte. Meine Suchperspektive auf gemeinschaftliche Nachbar*innenschaft ging von der Vorannahme aus, dass ein Ort mit Aufenthaltsqualität eine Veränderung des sozialen Gefüges mit sich bringen könne. Ein weiterer wichtiger

Aspekt der Nachbar*innenschaft sowohl aus planerischer als auch sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive, ist die Frage „über die soziale Homogenität beziehungsweise Heterogenität der dort anzusiedelnden Bevölkerung [...] und vor allem über die a priori positiv bewerteten sozialen Beziehungen, die sich in einer solchen Einheit entwickeln sollten.“ (Ebd.: 12) Dieser Vorstellung von Nachbar*innenschaft liegt der Anspruch auf soziale Beziehungen unter Nachbar*innen zugrunde, die durch räumliche Nähe entstehen (sollen) (vgl. Ebd.: 15).

Ausgangspunkt einer solchen Perspektive auf Stadt ist ein Verständnis der Nachbar*innenschaft als kleinste Einheit im urbanen Gefüge. Es zeigt sich daher in den nachbarschaftlichen Konstruktionen auch die sozio-politische, stadtplanerische und kulturelle Dimension zum guten Leben in der Stadt. Während Hamm Nachbar*innenschaft als „eine *soziale Gruppe, deren Mitglieder primär wegen der Gemeinsamkeit des Wohnortes miteinander interagieren*“ (ebd.: 18, H. i. O.) fasst, rückt die aktuelle Debatte die gemeinschaftlichen Aspekte in den Vordergrund. Auch mein Blick auf Nachbar*innenschaft war gefärbt von meinem persönlichen Wunsch, eine Beziehung zu meinen Nachbar*innen aufzubauen, sie besser kennenzulernen und mich dadurch möglicherweise mehr Zuhause zu fühlen. Es zeigt sich bereits an dieser Stelle, dass es mehr als einen geteilten Wohnort braucht, um in Austausch mit Nachbar*innen zu treten. Nachbar*innenschaft ist daher weder ausschließlich über den Wohnort zu konstituieren noch über eine möglichst homogen zusammengesetzte Gruppe von Personen. Dennoch ist Nachbar*innenschaft eine lokal verankerte Kategorie (vgl. Schnur 2012: 449). Sie ist eben eine Mischung aus räumlichem Umfeld und „diffuser Koexistenz“ (ebd.: 452). Dieses Grundverständnis der unterschiedlichen Dimensionen von Nachbar*innenschaft beruht auf verschiedenen historisch gewachsenen Wurzeln, die ich im Folgenden darlegen werde.

2.1.1 Nachbar*innenschaft im Mittelalter

In mittelalterlichen, dörflichen Nachbar*innenschaften finden sich alle Aspekte der eingangs etymologisch hergeleiteten Bedeutung des Begriffs: die räumliche Nähe, die landwirtschaftliche Tätigkeit sowie die Eigentumsverhältnisse. Dabei sind die Rollen und Beziehungen der einzelnen Nachbar*innen festgeschrieben und werden von Generation zu Generation weitergegeben, nicht ausschließlich durch Verwandtschaft, sondern vornehmlich durch den Hof/das Gut, also den Ort (vgl. Hamm: 32). Nachbar*innen in vorindustriellen Dörfern waren ökonomisch abhängig voneinander. Sie waren auf

gegenseitige Hilfe angewiesen, um ihr Überleben zu sichern. Bestimmte Verhaltensweisen waren daher gemeinschaftlich notwendig und Verstöße oder Missachten dieser alltäglichen Praktiken wurden geahndet. „Nachbarschaft [...] ist ihrem Charakter nach zuerst Nothilfegemeinschaft, und je mehr die Nachbarn aufeinander angewiesen sind, desto eindeutiger sind im allgemeinen (sic!) die Verhaltenserwartungen und desto schärfer sind die Sanktionen, mit denen deren Verletzung bedroht wird.“ (Ebd.: 34) Es ging dabei um das fundamentale Bedürfnis, das Überleben zu sichern, weshalb die Anerkennung durch die Gruppe/Nachbar*innenschaft ein wichtiges Ziel war. Diese Art der sozialen Kontrolle wird (bis heute) häufig unterschätzt, wenn das romantiserte Bild des Dorfes als Vorbild für gemeinschaftliche Nachbar*innenschaften (in Städten) genutzt wird. Es kann zu Ausgrenzungen kommen, wenn Personen sich den Normen und Bräuchen nicht anpassen können oder wollen, beispielsweise in Bezug auf die Religion, die finanzielle Situation oder die Vorstellungen von Gemeinschaft.

In der mittelalterlichen Stadt wurden Nachbar*innenschaften durch einen Zusammenhang aus ähnlichen Merkmalen – beispielsweise Religion, Stand, Beruf – mit der Notwendigkeit gegenseitiger Hilfe charakterisiert. „Nachbarschaft bedeutet praktisch zumal bei unentwickelter Verkehrstechnik, Aufeinanderangewiesensein in der Not. Der Nachbar ist der typische Nothelfer, und »Nachbarschaft« daher Trägerin der »Brüderlichkeit« in einem freilich durchaus nüchternen und unpathetischen, vorwiegend wirtschaftsethischen Sinne des Wortes.“ (Weber: 280) Dabei ging es auch um Absicherung im Falle eines Brandes oder von Krankheit. Aufgaben, die in der modernen Gesellschaft von Versicherungen übernommen werden, weshalb Nachbar*innenschaft als Nothilfe heutzutage nicht mehr im selben Ausmaß benötigt wird.

2.1.2 Nachbar*innenschaft im 19. und 20. Jahrhundert

In der Zeit um die Jahrhundertwende (19./20. Jahrhundert) wurde harsche Kritik an der Großstadt geübt. Sie wurde als dreckig und ungesund charakterisiert und Städter*innen lebten, so die Kritik, distanziert und anonym. Es entstand ein neues Leitbild der Stadtplanung und -entwicklung, welches das ländliche Leben und die im Dorf vermutete Gemeinschaft als Vorbild für die Planung von Städten nutzte. Ein Beispiel dafür war die christliche Settlement-Bewegung, die aus den USA ihren Weg nach Europa fand. Das Ziel war es, in Gemeinschaft zu leben und so gegen die Entfremdung in der Großstadt vorzugehen (vgl. Wietschorke: 98 ff.). Es sollten Personen verschiedener Milieus und Schichten miteinander in Beziehung kommen, um auf diesem Wege Segregation und

Leid entgegenzutreten. Die Figur des*der Nachbar*in wurde mit der religiösen Figur der*des Nächsten gleichgesetzt (vgl. Ebd.: 101). Außerdem entstanden zu dieser Zeit und als Antwort auf die Großstadt-Kritik revolutionäre Stadtentwicklungsentwürfe wie die *Gartenstadt* von Ebenezer Howard oder die *neighborhood unit* von Clarence Arthur Perry.

„Nachbarschaft und Dorf werden flugs zu Idealen erhoben, die all das leisten, was das negative Zerrbild der Großstadt nicht zu leisten in der Lage ist: Nachbarschaft und Dorf sind natürlich im Gegensatz zur künstlichen Stadt; [...] sie liefern Gemeinschaft und soziale Kontrolle, die Sozialbeziehungen sind menschlich, nicht sachlich motiviert, an die Stelle des nivellierten Mittelstandes tritt die natürlich hierarchische Ordnung der Gesellschaft.“ (Hamm: 31)

Die Idee klassenübergreifender Nachbar*innenschaften und gemeinschaftlichen Wohnens setzte sich auch in Mehrparteienhäusern durch, die mit Wohnungen unterschiedlicher Größen und (Qualitäts-)Standards Personen verschiedener Schichten beherbergen sollten. Dem Stadtplaner James Hobrecht ging es mit diesen Plänen darum, nicht Abschließung, sondern Durchdringung zu fördern (vgl. Wietschorke: 105 f.). In Plänen Camillo Sittes wurde die mittelalterliche Stadt zum Vorbild genommen, deren Struktur organisch war. Sittes Pläne sahen vor Häuser mit hoher Wohnqualität zur „sittlich-moralischen Beeinflussung“ (ebd.: 108) der Bevölkerung zu nutzen. Da diese Wohnhäuser häufig von den Arbeitgebenden für die Arbeiter*innen zur Verfügung gestellt wurden, ging das Wohnverhältnis auch mit einem Abhängigkeitsverhältnis einher. Wohnten die Arbeiter*innen also in einer entsprechenden Qualität und räumlichen Nähe zum Arbeitsort, sollten sie sich auch an gewisse Regeln/Standards halten. Diese Art der erzieherischen Architektur sollte den „Arbeiter zum Bürger machen“ (Kurz: 285). Bürger*innen sind somit auch Personen, die sich für ihren Wohnort einsetzen, denen bestimmte Rechte (z.B. Wahlrecht) und Pflichten (z.B. Hausordnung) zugesprochen werden. Noch heute sollen Bürger*innen in die Gestaltung ihrer Städte einbezogen werden bzw. ein politisches Bewusstsein entwickeln/haben. Gerade in den letzten Jahren wird die Beteiligung der Stadtbürger*innen bei der Gestaltung ihrer Umgebung gefordert und gefördert. Auf Potentiale, Hürden und politische Strategien solcher partizipativen Projekte, wie es die veranda¹⁶ auch war, werde ich im nachfolgenden Kapitel eingehen (vgl.: Kapitel 2.3). Es ist gut vorstellbar, dass dieser Trend schon zur letzten Jahrhundertwende angestoßen wurde. Wie bereits erwähnt wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts vom Stadtplaner Perry die Nachbarschaftseinheit (*neighborhood unit*) als Planungsgrundlage für „funktionierende“ Nachbar*innenschaften und Städte entwickelt. Sie verfolgte das Ziel, eine „geistlose Vermassung“ (Hamm: 12) zu unterbinden und

stattdessen durch kleinere Planungseinheiten „menschenwürdige Verhältnisse“ (ebd.) herzustellen. Perry zog als Planungsgrundlage das Einzugsgebiet einer Volksschule heran und ging von 5000 Einwohner*innen pro *neighborhood unit* aus. In diesen Einheiten sollten die Bewohner*innen alles vorfinden, was sie im täglichen Bedarf benötigten. Zusätzlich sollten die unterschiedlichen Einheiten voneinander erkennbar getrennt sein, um ein Gemeinschaftsgefühl innerhalb der jeweiligen *neighborhood unit* herzustellen. Obwohl diese Größenordnung nie empirisch als funktional und plausibel bestätigt wurde, haben Planer*innen bis in die 1960er-Jahre auf Grundlage der *neighborhood unit* geplant (vgl. Wietschorke: 109).

2.1.3 Nachbar*innenschaft im Postfordismus⁸

Das postfordistische Dorf wurde als Gegenfolie zur postfordistischen Stadt als organisch, natürlich, fruchtbar und gesund beschrieben. Es sollten Sozialbeziehungen ent- und bestehen, die über reine Zweckgebundenheit hinaus reichten (vgl. Hamm: 43 f.). „Das Dorf soll mit einem Wort: Gemeinschaft sein.“ (Ebd.: 44) Dabei war die Gemeinschaft im Dorf vor allem durch Brauch und Sitte gekennzeichnet, emotional-soziale Beziehungen entstanden in diesem Zusammenhang selten bzw. waren nicht konfliktfrei, wie das in den Vorstellungen zum Leben im Dorf oft angenommen wurde und wird. So ist es nachvollziehbar, dass die sozialen Beziehungen außerhalb der Nachbar*innenschaft zunahmen und eine emotive Nachbar*innenschaft entstand, die sich aus Gleichgesinnten (Freund*innen, Familie, Hobby) zusammensetzte. Hinzu kam, dass sich städtische Normen wie beispielsweise die Distanz in Nachbar*innenverhältnissen auf dem Land etablierten (vgl. Ebd.: 46). In der postfordistischen Stadt verschärfte sich diese Distanz zu Nachbar*innen aufgrund der Unabhängigkeit und Absicherung, die staatliche und privatwirtschaftliche Institutionen, wie beispielsweise Kranken- und Arbeitslosenversicherung, boten. Außerdem beschränkte sich der Kontakt zu Nachbar*innen auf einen kleineren Raum, meist das Haus. Typisch für die postfordistische Nachbar*innenschaft ist eine distanzierte Vertrautheit (vgl. Ebd.: 49). „Der Großstädter kann auf Nachbarschaft weitgehend verzichten, er ist deshalb weder vereinsamt noch isoliert. Sein Bekanntenkreis rekrutiert sich nicht aus der Lokalgruppe, und wenn Nachbarn zu diesem

⁸ Der Postfordismus folgte auf den Fordismus in dem Fließbandfertigung, Trennung von Arbeit und Wohnen (räumlich), eine Verstetigung der stereotypen heteronormativen Rollenverteilung (Mann = Alleinverdiener, mobil und Frau = Haushalt und Mutter, immobil) mit sich brachte. Im Postfordismus entstanden eine größere Spezialisierung und Flexibilität in der Produktion und in den Lebensverhältnissen. Dienstleistung und Technologisierung nahmen zu. Postfordismus beschreibt die Zeit ab 1970/80. (Ellrich 2004)

Kreis gehören, so nur in seltenen Fällen auf Grund der bloßen Tatsache der räumlichen Nähe.“ (Ebd.: 50)

Wie bereits weiter oben beschrieben charakterisierte Nachbar*innenschaften in mittelalterlichen Dörfern unter anderem die Weitergabe der Nachbar*innen an Nachfolger*innen durch die Übernahme des Guts. Interessanterweise konnte ich in meinen Interviews mit zwei Personen sprechen, die mir Ähnliches erzählten (vgl. Anhang 8.5.3, 8.5.5). Auch sie haben die Nachbar*innenschaft mit dem Wohnort von Familienmitgliedern übernommen. Es zeigen sich historisch und räumlich gewachsene Strukturen, Verständnisse und Systeme von Nachbar*innenschaft, deren Fortführung oder Unterlaufen räumliche wie soziale Perspektiven und Verschiebungen beinhalten. So hat mir ein Gegenüber in einem anderen Interview seine Perspektive auf Nachbar*innenschaft als „höfliche Distanz“ beschrieben, was sich wiederum in den Beschreibungen der Nachbar*innenschaften der postfordistischen Stadt wiederfindet (vgl. Anhang 8.5.5).

„Nachbarschaft ist [...] eine soziale Beziehung, die maßgeblich aus der Ursache physischer Nähe sich begründet und aufrechterhalten wird. Die Träger der Nachbarposition sind auswechselbar, die personelle Zusammensetzung der Nachbargruppe ist diskontinuierlich im sozialen, kontinuierlich im räumlichen Sinn.“ (Hamm: 74)

Es bildet sich eine Trennung von sozialer/emotiver und normativer Nachbar*innenschaft heraus. Erstere sind Personen, mit denen ein Austausch aufgrund von Gemeinsamkeiten entsteht, zu denen eine enge Beziehung eingegangen wird. Letztere sind diejenigen, die räumlich nahe sind, mit denen davon abgesehen allerdings keine Beziehung eingegangen wird. Dennoch denke ich, dass man das, was sich manche unter Nachbar*innenschaft vorstellen sehr wohl erwerben kann: das Gefühl (nicht) dazuzugehören. Was kann/muss man tun, um dazuzugehören, anerkannt zu werden, welchen sozialen/ethnischen Background braucht es?

2.1.4 Städtische Nachbar*innenschaft im 21. Jahrhundert

Im aktuellen Verständnis wird Nachbar*innenschaft „im sozialen, funktionalen und emphatischen Sinne nun zu einer dynamischen Kategorie, die auch an ein ganz anderes räumliches Muster – nämlich das Netzwerk – gebunden sein kann.“ (Wietschorke: 110)

So werden Kontakte zu Nachbar*innen nur dann aufgenommen, wenn sie benötigt werden (vgl.: Hamm: 109), andere beziehen sich auf alltägliche Begegnungen im Wohnumfeld, mit Personen, die entfernt bekannt sind. Heike Derwanz und Alexa Färber fassen Begegnungen mit dem Konzept der *multiplicity of encounters* als „grundsätzlich mehrdimensional [...], um] die gewünschte Teilhabe *an* wie auch die Zufälligkeit *von* Begegnungen zu erklären.“ (Derwanz/ Färber: 215) Die Bedeutungen von Begegnungen reichen dabei von zufälligen Begegnungen einzelner am selben Ort bis zu Begegnungen, die mit Hilfe von Kommunikationsmedien an unterschiedlichen Orten zu mehr stattfinden. „So gesehen schaffen Begegnungen Räume – Begegnungsräume.“ (Ebd.: 218) Derwanz und Färber zeigen auf, dass gerade die ungeplanten Begegnungen mit Fremden Urbanität ausmachen. Die Vielfalt der (möglichen) Begegnungen trägt zum Entstehen einer Stadtgesellschaft bei und deren soziale Komponente kann durch die Einbindung von Begegnungen in „alltägliche und fußläufige Anliegen und damit verbundene Wege“ (ebd.: 220) gefördert werden. Anhand dreier Dimensionen verdeutlichen die Autorinnen die Beziehungen, aus denen bzw. durch die Begegnungen im Alltag entstehen: Nachbarschaftlichkeit, Ereignishaftigkeit, Szeneförmigkeit. In einem meiner Interviews wird genau diese Art des Netzwerks, welches sich im eigenen Wohnumfeld aufgrund von Begegnungen aufspannt, beschrieben (vgl. Anhang 8.5.2). Nachbar*innenschaft versteht der Interviewte als alltägliche Begegnungen mit Bekannten sowie Fremden. Dabei bezieht er sich sowohl auf Begegnungen, die aufgrund von speziellen Veranstaltungen im Grätzl entstehen (Ereignishaftigkeit), wie auf solche, die durch die (flüchtige) Bekanntschaft wegen eines geteilten Wohnorts entstehen (Nachbarschaftlichkeit) als auch jene, die anlässlich ähnlicher Freizeitgestaltung entstehen (Szeneförmigkeit). Die soziale Komponente, die der Bedeutung von Nachbar*innenschaft innewohnt, findet sich somit auch in der *multiplicity of encounters* wieder. Da sich aber auch diese Begegnungen im Spannungsfeld zwischen Homo- und Heterogenität der Bewohner*innenstruktur bewegen, lohnt sich ein genauerer Blick auf die damit einhergehenden Chancen und Schwierigkeiten in Nachbar*innenschaften.

Was im städtischen Raum in besonderer Weise sichtbar wird, ist die Trennung der Viertel nach sozio-ökonomischen Tatsachen, die spezifische Ungleichheiten in Städten und Bezirken (re-)produzieren. Das bedeutet unter anderem, dass sich ökonomisch schwächere Gruppen in einigen Vierteln ballen, während in anderen finanziell gut situierte Bewohner*innen überwiegen. Dadurch entsteht eine gewisse Homogenität der Bewohner*innenstruktur, die einerseits zu einem engeren Kontakt untereinander führen kann andererseits dazu neigt städtische wie gesellschaftliche Segregationstendenzen zu verstetigen (vgl. Schnur 2012: 457). „Nachbarbeziehungen sind dort am ehesten

befriedigend, wo sie unter Angehörigen der gleichen sozialen Schicht stattfinden.“ (Hamm: 109) Was auf einer persönlichen Ebene vielleicht zutrifft, scheint auf gesellschaftlicher Ebene gegensätzlich interpretiert und gezielt eingesetzt zu werden. In Österreich wird die Nachbar*innenschaft zwar auf politischer Ebene als „Steuerungsmöglichkeit der Integration“ (Reutlinger/ Stiehler/ Lingg: 14) stilisiert, ob dies tatsächlich der Fall ist bleibt zu hinterfragen. Anzumerken ist zusätzlich, dass die Gemengelage an Problemen der Nachbar*innen in ökonomisch und sozial benachteiligten Vierteln vielfältig ist und häufig die Ressourcen für Solidarität untereinander fehlen (vgl. Wietschorke: 117). Die Planung von Durchmischung mit dem Ziel sozialer Integration unterschiedlicher Gruppen scheint daher häufig zum Scheitern verurteilt:

„In Frage zu stellen ist damit auch der Glaube, als ob die räumliche Annäherung oder, genauer, die Kohabitation von im sozialen Raum fernstehenden Akteuren an sich schon soziale Annäherung oder, wenn man will, Desegregation bewirken könne: Tatsächlich steht einem nichts ferner und ist nichts weniger tolerierbar als Menschen, die sozial fern stehen, aber mit denen man in räumlichen Kontakt kommt.“ (Bourdieu: 32)

Es braucht daher Initiativen und soziale/städtische Akteur*innen, die einen Raum für Austausch schaffen und so zur Integration von Personen mit verschiedensten Voraussetzungen (finanziell, sprachlich, religiös, edukativ usw.) beitragen. Die Stadt, ihre Quartiere, einzelne Viertel und Grätzler sind somit Orte/Ansammlungen unterschiedlicher Lebenswelten und in diesen Mikroperspektiven liegt der Ansatz vieler sozialpolitischer und städtebaulicher Förderungen und Initiativen, die seit den 1990er-Jahren realisiert wurden (vgl. Eckhardt: 54). Solche Programme beziehen sich bevorzugt auf die Chancen und Stärken, die Nachbar*innenschaften für ein soziales, solidarisches und gutes Miteinander in der Stadt haben. Nachbar*innenschaft ist „in verschiedensten städtischen Leitbildern im deutsch-sprachigen Raum zum Schlüssel für gesellschaftliche Integration und Teilhabe geworden.“ (Reutlinger, Stiehler, Lingg: 13) Es wird impliziert, dass Nachbar*innenschaften Funktionen übernehmen (können), die vormals der Sozialstaat übernahm. Ist es also so, dass die Bedeutung und die inhärenten Implikationen von Nachbar*innenschaft zurück zu ihrem Ursprung (nämlich der Nothilfe) gedrängt werden? In einer Gesellschaft, in der eine fortschreitende Individualisierung besteht, in der an Bewohner*innen appelliert wird sich selbst zu helfen, in der sozialstaatliche Maßnahmen immer mehr in den Hintergrund treten und eine allgemeine Privatisierung vormals staatlicher Hilfeleistungen vonstatten geht, treten soziale Beziehungen im nahen räumlichen Umfeld wieder mehr in den Fokus (vgl. Rolshoven: 229 f.). Vor allem bei

Personen, die sich aus unterschiedlichen Gründen, seien es Finanzielle, Sprachliche oder Kulturelle, keine andere Unterstützung leisten können, spielt das nahe soziale und räumliche Umfeld eine wichtige Rolle. „Doch sind solche Nachbarschaften kaum normativ planbar. Sie entstehen vielmehr prozessual und situativ nach den informellen Regeln von gelebter Erfahrung, Solidarität und – last but not least – Sympathie.“ (Wietschorke: 119)

Wie eingangs beschrieben ist meine Arbeit angetrieben von der Vorstellung durch räumliche Veränderungen eine Veränderung im sozialen Umfeld zu bewirken. Vor dem Hintergrund der aufgeschlüsselten Bedeutungen, die Nachbar*innenschaft historisch hatte und aktuell hat, wird deutlich, dass diese Vorstellung etwas zu simpel ist. Nachbar*innenschaft wird auf unterschiedlichen Ebenen produziert und viele Akteur*innen haben daran teil. Die Bewohner*innen eines Grätzels bringen ihre Vorstellungen, Bilder und Erlebnisse ein, die gespeist sind von Erfahrungen und dem gesellschaftspolitischen Diskurs zur Nachbar*innenschaft. Ein romantisierendes Bild von Nachbar*innenschaft als Ort von bedingungsloser Solidarität, Unterstützung und Gemeinschaft lässt sich vor diesem Hintergrund nicht halten. Vielmehr bildet sie sich aus den Alltagspraktiken der Bewohner*innen heraus und steht in Bezug zum gesellschaftlichen und politischen Umfeld. Nachbar*innenschaft kann somit als Kollektivität erzeugend imaginiert werden, wird gleichzeitig aber auch mit dieser Imagination brechen. Die reine Ideologie einer funktionierenden, guten, sozialen und solidarischen Nachbar*innenschaft trägt viele aufgeladene Bilder in sich, die mit der gelebten Realität wenig gemeinsam haben. Nachbar*innenschaft bleibt ein Konzept, das sich zwischen Homogenität und Heterogenität, Nähe und Distanz, Sozialität und Räumlichkeit, idealtypischen Vorstellungen von Dorf und Stadt, Grenzen und Offenheit sowie Öffentlichkeit und Privatheit aufspannt. Sie ist situativ und relational und entsteht in der Aushandlung unterschiedlicher Positionen, daher ist sie auch konfliktuell. Im folgenden Kapitel werde ich verdeutlichen, dass Konflikte als Grundlage für städtisches Leben und (Sozial-)Räume gelten können und wie sie die Stadtentwicklung beeinflussen.

2.2 Urbaner, öffentlicher (Frei-)Raum als Gestaltungsraum

„Cities have become extraordinarily intricate, and for this, difficult to generalize.“ (Amin/Thrift 2002: 1) Dennoch hat die Stadtforschung in den vergangenen Jahrzehnten den Versuch vorgenommen, Städte mit all ihren Spezifika, Netzwerken, Akteur*innen und verschiedenen Dimensionen greifbar zu machen. Aus ethnografischer Perspektive sind

es gerade kleinräumliche Phänomene und Strukturen, die auf einen größeren Zusammenhang schließen lassen.

„Dabei entspricht Urbanität nicht einfach einer habituierten bzw. inkorporierten Lebensweise. Sondern vielmehr einem heterogenen Satz an kontingenten Praktiken, die ganze städtische Systeme, Infrastrukturen, Ökologien und Ökonomien am Laufen halten. In städtischen Alltagspraktiken findet also die praktische Koordinierung und Aushandlung multipler Versionen der Stadt statt.“ (Farías: 181)

Dieser Blick auf (Stadt-)Räume wurde im Laufe der letzten Jahrzehnte im Zuge des *Spatial Turn* in den Kulturwissenschaften entwickelt. Doris Bachmann-Medick macht in ihrer Monografie „Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften.“ deutlich, dass sich ein Wandel der Vorstellung des Raumes von einem Container-Raum, in dem das Leben stattfindet, zu einem relationalen Raumbegriff gewandelt hat (vgl. Bachmann-Medick: 296). Es bildet sich ein kritisches Raumverständnis heraus. „Raum meint soziale Produktion von Raum als einem vielschichtigen und oft widersprüchlichen Prozess, eine spezifische Verortung kultureller Praktiken, eine Dynamik sozialer Beziehungen, die auf Veränderbarkeit von Raum hindeuten.“ (Ebd.: 289) Ebenso wie Raum lassen sich auch Städte schwer fassen. Sie entstehen aus unterschiedlichen ineinandergreifenden Ebenen. Erstens gibt es den gebauten Raum, zweitens den gelebten Raum und drittens den diskursiven Raum. Diese Triade findet sich bei unterschiedlichen Wissenschaftler*innen in abgewandelter Form wieder (vgl. Bourdieu, Lefebvre, Löw, Rolshoven 2012). Sie hat sich über die Jahre weiterentwickelt, macht aber deutlich, dass Raum und Städte als Räume relational entstehen und immer unter Betrachtung verschiedener Einflussfaktoren erfasst werden müssen. Städte bestehen somit 1) aus dem gebauten, materiellen Umfeld genauso wie 2) aus der Alltagswirklichkeit und dem Erleben der Bewohner*innen (menschlich, materiell und tierisch) sowie 3) aus den Erzählungen, Imaginationen und Diskursen, die sich um den Ort ranken (vgl. Rolshoven 2021: 36 f.). Bereits in den 1950er-Jahren stellten Vertreter*innen der Chicago School in einer umfassenden Studie fest, dass Menschen in ihrem Handeln von der Umwelt beeinflusst sind, während sie durch ihr Handeln gleichzeitig die Umwelt beeinflussen (vgl. Whyte). Dieser Zusammenhang führt zu der Feststellung, dass der Alltag der Stadtbewohner*innen die Stadt produziert und gleichermaßen die Stadt den Alltag der Bewohner*innen beeinflusst. Zudem besteht die Stadt und damit der Raum nicht nur aus den materiellen Gegebenheiten und den Menschen, sondern schließt mannigfaltige Strukturen, Netzwerke, Bedeutungen sowie das Zusammenspiel dieser unterschiedlichen Einheiten ein. Ein Begriff, der diese

Zusammenhänge fasst, ist *Urban Assemblages* (vgl. Bender/ Fariás, Färber 2014/1). „Das Konzept der Assemblage markiert eine solche Option, die der Flüchtigkeit und Instabilität neuer Sozialformen Rechnung trägt. Trotz des Gewichts, das auf emergenten Prozessen liegt, ermöglicht es dieser Begriff, Einheiten zu bestimmen, die für eine gewisse Zeitspanne eine strukturelle Kohärenz und Konsistenz haben.“ (Welz: 161)

Städte werden häufig als Mittelpunkt des sozialen, gesellschaftlichen und politischen Lebens beschrieben. Sie entstanden aufgrund von Zuwanderung, werden bis heute durch sie erhalten und sind historisch betrachtet die Grundlage zur Bildung von Nationalstaaten (vgl. Rolshoven 2021: 14 f.). Tatsächlich bedeutet das Leben in Städten daher häufig auch „Bejahung des Konfliktes“ (Schlör: 144). Durch viele unterschiedliche Personen, die in Städten auf begrenztem Raum zusammenkommen, entstehen Konflikte in der Nutzung dieser Räume. Diese Konflikte können sich räumlich materialisieren. Beispielsweise in Form von sich überlagernden Graffiti oder Schleichwegen über Wiesen, die nicht als Wege geplant wurden. Zusätzlich entstehen durch die Nutzung des Raumes spezifische Konflikte. Beispielsweise wenn die nächtliche Ruhe im Wohnviertel durch lautes Sprechen auf der Straße, vor gastronomischen Betrieben oder etwa auch auf der veranda¹⁶ gestört wird.

Das temporäre Aufstellen von Parklets auf Parkflächen macht die Frage nach der Verteilung städtischen Raums buchstäblich sichtbar und stellt zur Diskussion, ob diese Fläche für den ruhenden Verkehr oder als Aufenthaltsort nutzbar sein sollte. Anknüpfend ist zu überprüfen, wer Zugang zu einem solchen Aufenthaltsraum hat/haben möchte und welche Nutzungsweisen dort tatsächlich praktiziert werden (können). Derlei Konflikte gibt es in kleinräumlichen Strukturen, wie es Nachbar*innenschaften sein können, genauso wie auf größerer politischer Ebene, wenn beispielsweise entschieden wird, ob und wo eine Straße gebaut werden soll (Bsp. Lobautunnel). Städte sind die Grundlage gesellschaftlichen Lebens, der Zusammenkunft unterschiedlicher Personen und deren Organisation in der Gemeinschaft. Sie bringen Gesellschaft hervor und formen sie, werden gleichzeitig aber auch von der Gesellschaft hervorgebracht und geformt. Stadtforschung ist somit immer auch Gesellschaftsforschung (vgl. Rolshoven 2021: 15). „Die Stadt als politische Struktur, als Gesellschaftsform, als Repräsentation und als gebauter Raum ›formatiert‹ Lebensweisen und Handlungsformen entlang ihrer zeitgenössischen räumlichen und sozialen Verschiedenheiten, ihres jeweiligen Gepräges.“ (Ebd.: 28) Diese Art des *doing city* beschreiben Brigitta Schmidt-Lauber und Georg Wolfmayr als einen „praxeologischen Zugang [...], mit dem wir Städte als

relationale kulturelle, materielle und soziale Gebilde untersuchen und Städte [...] in ihrer fortlaufenden Herstellung in verschiedenen Praxisfeldern erkennbar machen.“ (Schmidt-Lauber/ Wolfmayr: 194) Dabei verstehen die Autor*innen die Kategorien Stadt und Ort nicht als fixierte Größen, sondern erkennen die Prozesshaftigkeit und Performativität dieser Kategorien an (vgl. Ebd.). Sie nehmen dabei die Praktiken und Bedeutungszuschreibungen unterschiedlicher Akteur*innen in den Blick, um daraus einen Erkenntnisgewinn für ihre Fragestellung in Bezug auf die untersuchten Städte ziehen zu können. „Anstatt Orte als umgrenzte Gebiete zu betrachten, können wir sie uns als herausgehobene Momente in Netzwerken sozialer Beziehungen und Übereinkünfte vorstellen.“ (Massey: 93)

In meiner Forschung nutze ich die Werkzeuge der ethnografischen Stadtforschung, um Praktiken und Bedeutungszuschreibungen unterschiedlicher Akteur*innen zu identifizieren und ihren Beitrag zur (Re-)Produktion des Verständnisses von Nachbar*innenschaft im Verständnis des *doings* zu charakterisieren. Dabei geht es mir im Speziellen, um die Nachbar*innenschaft innerhalb eines großstädtischen Viertels in Wien. Dennoch verweisen meine Gesprächspartner*innen immer wieder auf die Bilder und Imagination des „Dorfes“ und dörflich-nachbar*innenschaftlicher Strukturen als „funktionierende Nachbar*innenschaft“. Wie bereits in der vorangegangenen Herleitung des Begriffs deutlich geworden ist, steht die Nachbar*innenschaft auf dem Land/in Dörfern als romantisierendes positives Beispiel im Gegensatz zur anonymen, unverbindlichen, sich rasant verändernden Großstadt und ihren Bewohner*innen. Diese Dichotomie, so habe ich gezeigt, lässt sich in dieser klaren Abgrenzung zueinander nicht halten. Ein entscheidender Unterschied zwischen diesen zwei Ortskategorien (Dorf/Stadt) allerdings ist die Wohnumgebung. Ein wichtiger Anhaltspunkt für meine Forschung ist daher der öffentlich-städtische Freiraum. Ausgangspunkt meiner Auseinandersetzung mit Nachbar*innenschaft ist somit auch, eine Definition zu formulieren, was öffentlich-städtischer Freiraum ist bzw. wie ich diese Kategorie in meiner Arbeit nutze.

Constanze Petrow fasst städtischen Freiraum sehr grundlegend als „Stadtraum unter freiem Himmel, das ‚Draußen‘ in der Stadt, ihr nicht überbauter Raum.“ (Petrow: 806) Dabei kann die Nutzungsform dieses Raumes aufgrund der lokalen Eigentums- und Rechtsverhältnisse stark variieren. Welche Nutzungsformen erwünscht und geduldet sind und welche nicht, hängt daher in erster Linie davon ab, ob diese Räume öffentlich oder privat nutzbar und ob sie in öffentlichem oder privatem Besitz sind. „Freiräume tragen bei zur Lebensqualität sowie zur ökonomischen und sozialen Stabilität eines Viertels.“ (Ebd.:

807) Sie sollten unabhängig von Konsumzwang sein und Aufenthalts- sowie Erholungsqualität bieten, damit sie diese Funktion erfüllen können. Der Großteil öffentlich-städtischer Freiräume tut dies allerdings allein aufgrund ihrer vorwiegenden Funktion als Ort der Mobilität nicht. Straßen sind in erste Linie für fahrenden und ruhenden (Individual-) Verkehr gebaut. Auch auf den Gehwegen bieten sie meist nur Platz zum Gehen nur in seltenen Fällen gibt es Sitzmöglichkeiten. In Ottakring überwiegt die Nutzung des öffentlichen Raums als Verkehrsraum. Viele Straßen haben wenig oder kein Straßenbegleitgrün und Bäume sind rar. Im „STEP 25 Fachkonzept Öffentlicher Raum“ fasst die Stadt Wien öffentlichen Raum wie folgt zusammen: „Das Fachkonzept behandelt im Kern urban geprägte, öffentliche Freiräume, die grundsätzlich für alle jederzeit zugänglich sind und im Wesentlichen im öffentlichen Eigentum sind.“ (MA 18: 13) Der städtische Freiraum ist somit der Raum in der Stadt, der für alle Bewohner*innen zugänglich und nutzbar ist. Die Umnutzung von Parkplätzen als Parklets fordert konventionelle Vorstellungen von städtischem Raum heraus. Raum der großteils dem Verkehr bzw. dem Auto zur Verfügung steht, wird zum Aufenthaltsraum für Anrainer*innen und Besucher*innen. Indem eine vorhandene begrenzte Fläche baulich umgewidmet wird, bietet sie nicht nur neuen gebauten Raum, dessen Nutzung und Antizipationsformen der Bewohner*innen sich beobachten lassen. Es entsteht darüber hinaus ebenfalls ein Ort mit wenig tradierter Bedeutung, an dem sich ein neuer Sozialraum etablieren kann, dessen Konstitution konventionelle wie innovative Vorstellungen nachbar*innenschaftlicher Interaktion sichtbar machen kann.

2.3 Partizipation – Stadtentwicklung *from within*⁹

„Partizipation wird abgeleitet von ‚pars‘ und ‚cepere‘, d.h. ‚Teil‘ und ‚Geben/Nehmen‘ als eine Teil-Habe an einem Ganzen angesehen.“ (Kersting: 1) Dabei geht es inhaltlich darum, dass Bürger*innen sich aktiv in die Entscheidungsfindung politischer Fragen und städtischer Planungen einbringen. Die gängigste Form politischer Partizipation sind die (Regierungs-)Wahlen. Für meine Forschungsfrage ist allerdings eine andere Form der Beteiligung relevant, die erst in den letzten Jahren an Popularität/Bekanntheit gewonnen hat. Bürger*innenbeteiligung und partizipative Projekte sind aus der jüngsten Stadtentwicklung nicht mehr weg zu denken. Aus Sicht der Stadt Wien ist das Ziel solcher Beteiligungsprojekte, die Zustimmung der Bevölkerung für geplante Projekte zu gewinnen (vgl. Mittersteiner: 97). Zusätzlich hat Partizipation das Potential, alle zu

⁹ Ich beziehe mich hier auf den Text „Wer macht mit – Wer hat welche Zeit? Überlegungen zur – ‚Aktivierung‘ im Stadtteil am Beispiel einer Berliner MieterInnen-Initiative“ von Alexa Färber (2014/2).

beteiligen (ebd.). Tatsächlich geht es allerdings oft um Wissensvermittlung, wenn es eigentlich um Wissensgenerierung gehen sollte (ebd.). Für Wiener Stadtplanungsprojekte ist seit Ende 2016 ein Masterplan für partizipative Stadtentwicklung bindend. „Beteiligung ist für die Stadtplanung ein wesentliches Mittel zur Vorbereitung von guten Entscheidungen.“ (Stabstelle BürgerInnenbeteiligung 2022) Ziel sei es, durch das Einbinden der Meinungen unterschiedlicher Anrainer*innen „die bestmögliche Lösung für das Projektvorhaben“ (ebd.) zu finden.

In dem von der Stadt Wien veröffentlichten Masterplan selbst wird festgehalten, wie, in welchem Maße, wer, zu welchem Zeitpunkt einbezogen und beteiligt werden soll und warum dies von Vorteil ist. Bei genauer Betrachtung wird deutlich, dass es dabei hauptsächlich um frühzeitiges und kontinuierliches Informieren der Bürger*innen geht, da „informelle Beteiligung ihre Grenzen hat, Information jedoch nicht.“ (MA 21: 23) Diese Entwicklung der Stadtpolitik kann kontrovers diskutiert werden. Einerseits ist die Einbindung der Bewohner*innen in die Entscheidungsfindung wünschenswert, da sie diejenigen sind, die als Alltagsexpert*innen den öffentlichen Raum nutzen und direkt betroffen sind (und partizipative Projekte theoretisch Gerechtigkeit und Teilhabe fördern können, da Personen unterschiedlicher Herkunft/Klasse einbezogen werden). Andererseits kann es zur Verstetigung bereits bestehender Unterschiede und Stigmatisierungen führen, dadurch dass sich hauptsächlich diejenigen an solchen Verfahren beteiligen, die bereits einen höheren Bildungsabschluss und bessere sozio-ökonomische Voraussetzung haben. Zusätzlich bescheinigt Alexa Färber der neo-liberalen Stadtpolitik, dass eines ihrer Symptome die „Verhandlungsräume [sind], wie öffentliche Foren zu Bürgerbeteiligung, runde Tische etc., die als Mediationsformate Verantwortung zwischen städtischen AkteurInnen zu verschieben erlauben (staatliche/städtische Institutionen, AkteurInnen der Wirtschaft, lokale Bewegungen).“ (Färber 2014/2: 253) Dabei ist eine der drängendsten Fragen, wie eine solche Stadtpolitik gerecht und nachhaltig sein kann. Wenn Aufgaben der sozialen Wohnpolitik nunmehr durch Initiative der Stadtbewohner*innen übernommen werden, bedeutet das eben auch, dass die staatliche Hand Ressourcen nicht (mehr) gleich/gerecht verteilt. „Denn, wenn von Partizipation als Garant für Emanzipation, Teilhabe und Sichtbarkeit vielfältiger Stadtpunkte die Rede ist, dann ist dies auch eine Anforderung. Mitmachen zu können bedeutet hier auch mitmachen zu sollen.“ (Ebd.: 255) Färber bringt in diesem Zusammenhang das Bild der unternehmerischen Stadt, die nicht top-down oder bottom-up regiert wird, sondern *from within* (vgl. Ebd.: 255).

Es gibt also keine klare Trennung mehr zwischen den unterschiedlichen Akteur*innen und ihrer hierarchischen Position in Bezug auf städtische Politik. Ideen und Konzepte werden aus unterschiedlichen Zusammenhängen erstellt, diskutiert und entworfen. Der Anspruch ist: Alle können mitreden. Tatsächlich zeigt sich, dass es gerade „die Ansichten, Meinungen und Interessen Ressourcenschwacher sind [, die] in diesen unkonventionellen und kleinteiligen Bereichen politischer Partizipation proportional unterrepräsentiert“ (Klatt: 19) bleiben. Hier werden Ausgrenzungsmechanismen deutlich, die in der städtischen Gesellschaft in vielen Zusammenhängen eine Rolle spielen: Klasse, sozio-ökonomischer Status, Herkunft, Geschlecht.

„Es zeigt sich, dass Bildung und Einkommen, wie auch soziale und kulturelle Ressourcen (Ausdrucks- und Kommunikationsfähigkeit, Zugang zu Netzwerken, Wissen über formale und politische Abläufe und Rechte, verfügbares Kapital, Zeit) den Grad der politischen Teilnahme wesentlich beeinflussen. Besonders stark wirken sich diese Faktoren im Bereich neuerer Beteiligungsformen aus.“ (Hammer/ Ritt: 44)

Am Beispiel des Aktionsprogramms Grätzloase, welches im Auftrag des Vereins Lokale Agenda 21 (LA21) ausgeführt und durch die Stadt Wien finanziert wird, lässt sich dieses Ungleichgewicht leicht aufzeigen. Die LA21 wurde 1998 in Wien mit dem Ziel gestartet, diejenigen an Planungsprozessen zu beteiligen, die davon auch tatsächlich betroffen sind. Sie ist also ein Werkzeug zur Förderung von Beteiligungsprozessen. Dabei werden die begleiteten Prozesse teils von der Stadtverwaltung und teils vom Bezirk finanziert, wobei der Verein LA21 als Trägerorganisation fungiert (vgl. Emrich: 54). Das Aktionsprogramm Grätzloase soll unter dem Motto „Wir verwandeln den Freiraum!“ Initiativen unterstützen, „die sich für mehr Aufenthaltsqualität und ein gutes Zusammenleben in den Wiener Grätzln engagieren.“ (Verein Lokale Agenda 21 2022) Laut ihrer Website richtet sich das Aktionsprogramm an alle in Wien Lebenden, die sich an der Gestaltung der städtischen Freiräume beteiligen möchten. Sie bieten zwei Förderschienen an: *Junges Grätzl* und *Grüne Parklets*. „Der Schwerpunkt Junges Grätzl eröffnet für Kinder und Jugendliche neue Möglichkeiten, Wiens Freiräume zu nutzen und zu gestalten. Durch *Grüne Parklets* entstehen neue Begegnungsorte von und für die Nachbarschaft, die durch viel Grün und Beschattung für ein besseres Mikroklima sorgen.“ (Ebd.) Beide Projekte bieten auf temporärer Basis Möglichkeiten der aktiven Beteiligung engagierter Bewohner*innen im Stadtraum. Im Folgenden gehe ich genauer auf *Grüne Parklets* und die im Zusammenhang stehenden Form(en) der Partizipation ein¹⁰.

¹⁰ Die Förderschiene *Junges Grätzl* hat in meiner Forschung keine Rolle gespielt.

Ein zentrales Ziel für die Grätzloase ist die Gestaltung und Umnutzung des städtischen Frei- und Straßenraums. Dafür stellt sie finanzielle und administrative Unterstützung zur Verfügung. Die Hauptaufgaben liegen allerdings bei den Einreichenden. Bevor es zu einer Unterstützung kommt, muss ein umfangreiches Konzept eingereicht werden. Es müssen unter anderem das Ziel des Projekts, die Zielgruppe, die Idee, ein Finanzplan und Zeichnungen/Pläne von dem Parklet zur Verfügung gestellt werden, bevor eine Jury entscheidet, welche Projekte gefördert werden. Sobald das Projekt bewilligt wird, müssen Anträge an verschiedene Magistrate gestellt und eine Ortsbegehung organisiert werden (vgl. Anhang 8.2.1). Sobald diese Hürden genommen sind, müssen das Halteverbot auf den zu nutzenden Parkplätzen organisiert, der Aufbau geplant und umgesetzt und die Finanzierung vorgestreckt werden (vgl. Ebd.). All diese Arbeitsschritte benötigen unterschiedliche Formen von Ressourcen – Zeit, Lese- und Schreibkompetenz (auf deutsch), Geld, handwerkliche und zeichnerisch-planerische Fähigkeiten, Kreativität, Durchhaltevermögen etc. Zusätzlich bedienen sowohl die Internetpräsenz des Aktionsprogramms Grätzloase als auch die bereits umgesetzten Projekte eine sehr spezielle Ästhetik, die ein bestimmtes Milieu eventuell eher anspricht als andere. Das trägt zu einer „symbolischen Distinktion“ (Dlabaja: 42) bei, wie es Cornelia Dlabaja nennt. Es handelt sich dabei um das Aufladen von Orten mit bestimmtem Aussehen und einem spezifischen Geschmack, was wiederum zur Ausgrenzung der Gruppen führt, die sich nicht „den Habitus der Orte ‚einverleiben‘ können und wollen.“ (Ebd.) Insgesamt erscheinen die gegenwärtigen Beteiligungsprojekte in Wien (die Aktionen der Grätzloase eingeschlossen) als exklusive Orte für eine gebildete, mit Ressourcen gut ausgestattete Klientel. Diese Personen sind es auch, die Zeit und Energie für ein Engagement in der Wohnumgebung aufbringen können und wollen (vgl. Anhang 8.5.1). Sie agieren im „Spannungsfeld von Selbstverwirklichung und Selbstausbeutung, das auch für das Engagement städtischer sozialer Bewegungen relevant ist.“ (Färber 2014/2: 257) Beteiligung funktioniert somit nur, wenn alle Partizipierenden ausreichend Ressourcen zur Verfügung haben.

Ein weiterer Konflikt begleitet Partizipationsprojekte, der folglich auch meine Forschung, Datenerhebung und den Betrieb des Parklets bestimmte, nämlich der Interessenkonflikt um den Parkraum. Öffentlicher Raum in Städten steht aktuell vor allem dem Auto zur Verfügung, demgegenüber stehen *Grüne Parklets*, die dem Grätzel Parkplätze entziehen und zu Aufenthaltsorten umnutzen.

„Während der öffentliche Raum als Destination und Lebensraum kaum mehr genutzt wird, kommt ihm vorrangig im Kontext der Mobilität und des Individualverkehrs eine zentrale Rolle zu. So ist bei partizipativen Bürgerbeteiligungsprojekten zur Aufwertung von innerstädtischen Zonen ein immer wiederkehrendes emotionsgeladenes Thema für die BürgerInnen die Angst, dass bei der Neugestaltung Parkplätze verloren gehen könnten. Mobilität wird dieser Tage als Grundrecht der StädterIn betrachtet.“ (Dlabaja: 41)

Der durch partizipative Projekte gewonnene Freiraum ist nicht für alle Bewohner*innen gleich reizvoll. Das ist an sich nicht schlimm, es trägt allerdings dennoch zu Spannungen bei, die eine Beteiligung derer, die sich für Individualverkehr und Parkplätze aussprechen, verringert. „Jede Form von Partizipation ist bereits eine Form von Konflikt.“ (Miessen: 77) Da in Beteiligungsprozessen häufig unterschiedliche Gruppen vertreten sind, die aus ihrer Position heraus ein bestimmtes Vorhaben und eine distinktive Meinung vertreten, gehören Konflikte grundsätzlich zur Partizipation dazu. Beteiligung ist somit eine „mikro-politische Praxis, durch die der Akteur zu einem aktiven Partizipant wird, der darauf besteht, ein Akteur in dem jeweiligen Kraftfeld zu sein. Somit wird Partizipation zu einer Form des kritischen Engagements.“ (Ebd.: 78) Die Stadt selbst hat immer etwas Konflikthafes. „Konflikte zählen zu den Grundlagen des Stadtlebens.“ (Rolshoven: 44) Dass sich diese Konflikte auch in Beteiligungsverfahren wiederfinden (sollten), ist daher die logische Konsequenz. Stammen diejenigen, die sich beteiligen, nun aber aus demselben oder ähnlichen kulturellen Milieus ist ein konstruktiver Konflikt kaum möglich (vgl. Miessen: 80). Es ist also wünschenswert, möglichst unterschiedliche Perspektiven zuzulassen und miteinzubeziehen, um neues Wissen zu generieren und „Konflikte als produktives Engagement“ (ebd.: 87) zuzulassen.

Im „Masterplan Partizipation“ der Stadt Wien heißt es, es könne „durch eine erfolgreiche Beteiligungsschleife schon der Grundstein für eine aktive Nachbarschaft gelegt werden.“ (MA 21: 79) Im Glossar definiert die MA 21 Nachbar*innenschaft als Begriff, der sich aus räumlichen und sozialen Merkmalen zusammensetzt und von der lokalen Nähe abhängt (vgl. ebd.: 92). Um die Größe zu definieren, zählen sie „alle Haushalte im Umkreis von 500 Metern“ (MA 21: 52) zur Nachbar*innenschaft. Es wird allerdings nicht darauf eingegangen, was eine *aktive* Nachbar*innenschaft ausmacht. *Grüne Parklets* sind als Intervention ein Teilbereich der Partizipativen Stadtentwicklung. Als Intervention verstehe ich „Modelle einer alternativen Wissensproduktion, der Sichtbarmachung von sozialen Themen und alternativen Stadtnutzungen, kollektiven Handelns, flüchtiger Formen der Beteiligung, welche über kulturelle Repräsentation und Symbolproduktion hergestellt und organisiert werden.“ (Hildebrandt: 737)

3 Forschungsdesign – „Wenn du so als Neuer zu den eingeschworenen Dingen kommst, ist es schwer Anschluss zu finden.“¹¹

Den Start der Forschung bildete der von mir gestellte Förderantrag für die veranda16, ein sogenanntes *Grünes Parklet*, das finanziell von der Grätzloase unterstützt wurde. Neben meinem Forschungsinteresse gab mir mein Engagement, mich in der Nachbar*innenschaft aktiv einbringen zu wollen, Antrieb. Der Ort meiner Forschung war gleichzeitig mein Zuhause und mein Wohnumfeld, ich entschied mich also dafür, ethnografische Forschung vor meiner Haustüre zu betreiben. Lange Aufenthalte im und eine räumliche Nähe zum Forschungsfeld sind in der Europäischen Ethnologie nicht ungewöhnlich und sogar zentral für ethnografisches Forschen – ‚Zuhause‘ zu forschen und das Zusammenfallen von (dauerhaftem) Wohnort und Forschungsort ist jedoch mit ganz eigenen Herausforderungen und Chancen verbunden. Ich war nah am Ort und den Akteur*innen dran und es bot sich mir ohne großen logistischen Aufwand die Möglichkeit, viel Zeit im Feld zu verbringen. Das Potenzial, aber auch Dilemma, selbst Teil der Forschung zu werden und kaum nötigen Abstand halten zu können, war vorbestimmt. Selbst nicht-forschend war ich vor Ort und die Grenzen zwischen mir als Anwohnerin und Forscherin hätten fließender nicht sein können, weshalb ich Regelungen finden musste, einerseits Grenzen zu ziehen und die fehlenden gleichermaßen reflexiv darzustellen und zu analysieren. Meine Rolle als Forscherin geht daher direkt einher mit meinem persönlichen (aktivistischen) Engagement für den öffentlichen Raum in meinem Grätzl.

Mit der Beantragung der Förderung, der aktiven Phase der veranda16 sowie der Nachbereitung dieser Parkplatzumnutzung mit all ihren administrativen Prozessen beläuft sich der Forschungszeitraum dieser Arbeit auf neun Monate, zwischen März und November 2021. Im Anschluss an die aktive Forschungsphase begann ich die Daten zu analysieren und mithilfe der Grounded Theory Kategorien zu bilden, die mir einen Überblick über das Datenmaterial verschafften. Im Folgenden werde ich genauer auf die Auswahl meines Forschungsfeldes und die Forschungspartner*innen eingehen sowie meine Rolle als Forscherin in einem mir sehr nahen Umfeld reflektieren. Ich hatte den Eindruck, dass durch die fehlende gemeinschaftliche Freifläche keine kollektive Nachbar*innenschaft entstehen könne. Ich war mir selbst nicht sicher, wen ich alles zu meiner Nachbar*innenschaft zählen würde. Doch ich merkte, dass die Nachbar*innenschaft mir selbst zu distanziert war und ich gerne mehr alltägliche

¹¹ Anhang 8.5.3

Begegnungen und Kontakte haben wollte. Ich hatte die Hoffnung, dass das Parklet als Treffpunkt zur Aktivierung der Nachbar*innenschaft führen und aufzeigen würde, dass die eigene Straße und Nachbar*innenschaft gestaltbar sind. Im Folgenden geht es mir erstens darum den Ort und die räumlich-materiellen Gegebenheiten zu beschreiben, um deutlich zu machen, was die Ausgangslage im Bezirk, Grätzl, in der Straße selbst und im Haus war. Zweitens werde ich eine genaue Beschreibung und Unterscheidung der Begriffe bzw. Orte Grätzloase, Parklet und veranda16 vornehmen. Drittens stelle ich die Personen, mit denen ich Gespräche geführt habe, kurz vor, damit deutlich wird aus welcher Position sie (ihre) Nachbar*innenschaft betrachten und einordnen. Außerdem reflektiere ich meine eigene Rolle als Forscherin und Nachbarin und mache deutlich, welche Zugänge ich zur Nachbar*innenschaft gewählt habe, welche mir allerdings auch verwehrt wurden. Ich erläutere, wie ich die teilnehmende Beobachtung genutzt habe, um auch mit denjenigen in Kontakt zu treten, die mir kein offizielles Interview gegeben haben und wie ich dadurch auch Alltagspraktiken der Nachbar*innenschaft greifbar gemacht habe. Abschließend gehe ich auf andere Formen der Kommunikation rund um die veranda16 ein, die mir einen weiteren spannenden Einblick in die Formen der Nachbar*innenschaft der Hyrtlasse geboten haben.

3.1 Forschungsfeld

Wien ist die fünftgrößte Stadt in der EU und soll bis 2027 die 2 Mio. Einwohner*innengrenze überschreiten, aktuell leben hier knapp 1,9 Mio. Menschen (vgl. MA 23 2022/2). Der 16. Wiener Gemeindebezirk, Ottakring, liegt im Westen der Stadt und zieht sich vom Lerchenfelder Gürtel bis zum Wienerwald. In Ottakring leben etwas über 100.000 Einwohner*innen, damit liegt Ottakring in Bezug auf die Einwohner*innenzahl im oberen Drittel der 23 Bezirke Wiens. Ottakring zählt laut Statistik Austria zu den stark wachsenden Wiener Gemeindebezirken. Der Anteil der in Ottakring lebenden Personen ohne österreichische Staatsbürger*innenschaft lag 2021 bei 37,2% und somit über dem Wiener Durchschnitt. Etwa ein Viertel der Bewohner*innen Ottakrings sind Akademiker*innen, gleichzeitig hat Ottakring eine hohe Zahl arbeitslos gemeldeter Personen (vgl. MA 23 2022/1). Somit bildet der Bezirk eine diverse Mischung an Bewohner*innen ab, die unterschiedliche Ansprüche an ihren Wohnort haben, und denen unterschiedliche Ressourcen zur Verfügung stehen, um sich an der Gestaltung des städtischen Raums zu beteiligen. Ich habe in meiner Forschung vorrangig im Grätzl 16020 gearbeitet. Diese Bezeichnung ziehe ich aus den Wahlsprengeln im 16. Bezirk. Die Wahlsprengel 16019-16029 umfassen den Bereich Ottakrings, den ich als das Grätzl der Hyrtlasse benenne und in dem sich meine Forschung abgespielt hat

(vgl. Abb. 4). Da Wien polyzentrisch ist, gibt es in den unterschiedlichen Bezirken jeweils ganz eigene Grätzels mit funktionsgemischten Zentren. Dem Grätzels 16020 fehlt allerdings ein solches Zentrum mit Treffpunkt der Bewohner*innen. Die kleinräumlichen Strukturen, die es noch vor 30 Jahren gab, gibt es heute nicht mehr und die Wege zu alltäglichen Erledigungen sind weiter geworden, wie auch eine meiner Interviewpartner*innen beschreibt (vgl. Anhang 8.5.6). Es befanden sich in unmittelbarer Nähe auf der Koppstraße zwei Greißlereien, eine Putzerei sowie eine Trafik. Die Geschäfte wurden mittlerweile zu Wohnungen umgebaut oder stehen leer. Aufgrund der fehlenden Anlaufstellen und Treffpunkte in unmittelbarer Umgebung hat auch der Kontakt unter den Nachbar*innen abgenommen, da nicht mehr in direkter Nähe zum Wohnhaus eingekauft, essen gegangen und flaniert wird.

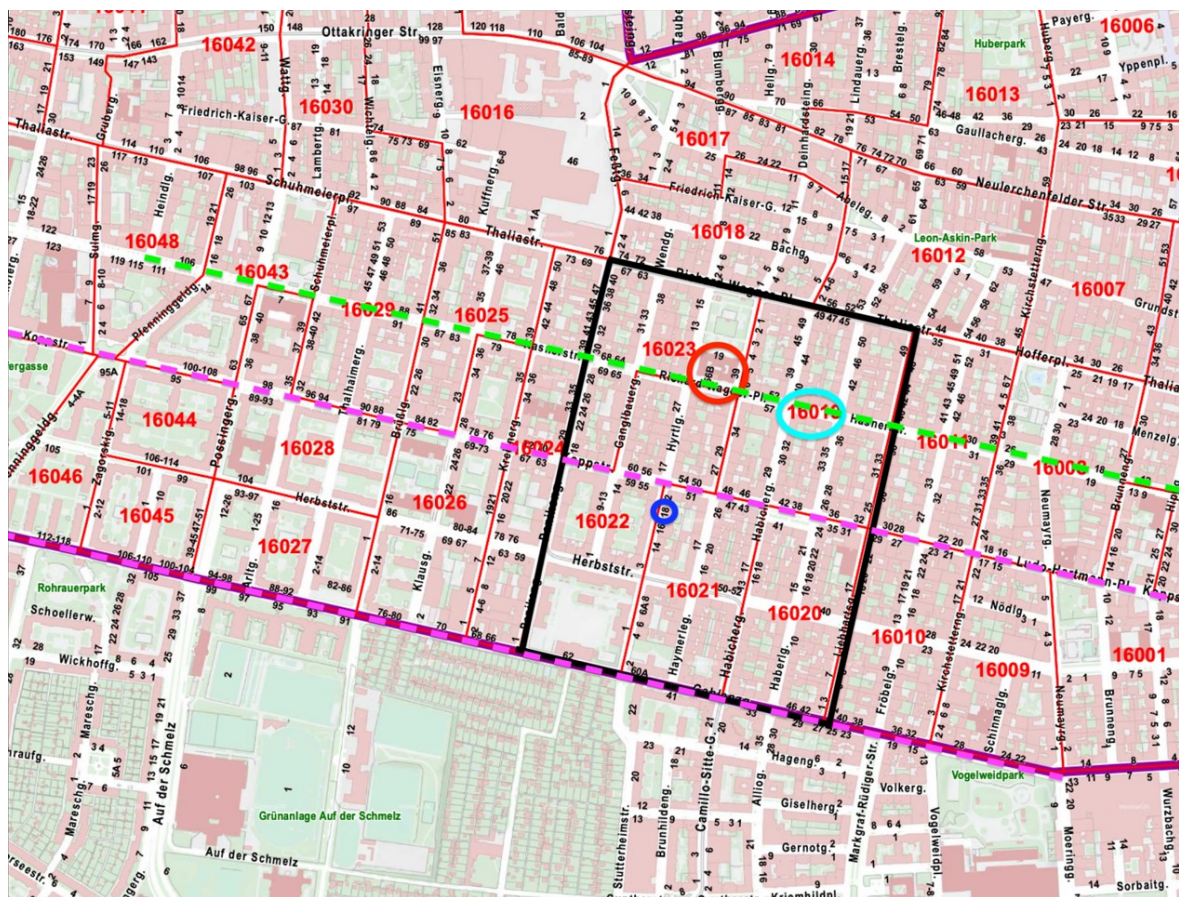


Abbildung 4: Karte der Wahlsprengel in Ottakring: die veranda16 ist mit blauem Kreis gekennzeichnet, Grätzels 16020 in schwarz umrandet, die Koppstraße und Gablenzgasse sind pink markiert, die Hasnerstraße grün, in türkis ist die *Hasneroase* eingezeichnet und in rot der Richard-Wagner-Platz. (Screenshot: <https://www.wien.gv.at/politik/wahlen/bp/pdf/bp22-bezirk16.pdf>, 11.02.2023)

Aufgefangen wird diese Veränderung seit einigen Jahren von der Hasnerstraße, die sich aufgrund der Bäume zum Flanieren eignet. Erdgeschossflächen werden dort von

unterschiedlichen Akteur*innen nach und nach wiederbelebt, nachdem sie geraume Zeit leer standen. Von dem Abschnitt der Hyrtlasse aus, auf dem die veranda16 aufgebaut war, muss man eine viel befahrene zweispurige Straße ohne Fußgängerkreuzung überqueren, um zur Hasnerstraße zu gelangen. Die faktisch gegebene räumliche Nähe des oberen Abschnitts der Hyrtlasse und der Hasnerstraße wirkt durch diese Verkehrsführung eingeschränkt und die Straßen weiter voneinander entfernt, als sie eigentlich sind. Das Grätzel 16020 ist geprägt von unterschiedlichen handwerklichen Firmen, die hier ansässig sind. In einem Radius von 350 m um die Hyrtlasse sind unter anderem ein Parkettleger, eine Autowerkstatt, ein Installateur, ein Baumarkt, ein Bauingenieursbüro und eine Firma, die Fenster und Türen baut, zu finden. Die Präsenz dieser Gewerbe führt dazu, dass viele Transporter und kleinere LKW im Grätzel 16020 parken. Dieser Umstand trägt zu einer angespannten Parkplatzsituation bei, welche sich auch in den Konflikten rund um die veranda16 zeigten. Die Hyrtlasse beginnt an ihrem südlichen Ende an der Gablenzgasse (einer dreispurigen Einbahnstraße in Richtung Innenstadt) und mündet an ihrem nördlichen Ende in den Richard-Wagner-Platz. Direkt an der Gablenzgasse verläuft die Grenze von 15. und 16. Bezirk. Hier liegt die Schmelz, eine Freifläche mit Kleingartenverein, Sportzentrum der Universität Wien, Schutzhaus mit Gastgarten, Veranstaltungsräumen und Restaurant sowie Studierendenwohnheim und Gymnasium. Sie bietet mit ihren Parkbänken und Spielplätzen Orte zum Verweilen oder Spazieren gehen abseits des Autoverkehrs. Außerdem hat man hier durch die Abwesenheit von hohen Wohnhäusern eine freiere Sicht auf den Himmel.

3.1.1 Hyrtlasse – graue Maus in 16020

Die Hyrtlasse ist eine einspurige Einbahnstraße, die von der Gablenzgasse in Richtung Hasnerstraße zu befahren ist (vgl. Abb. 4). Sie verbindet zwei Zubringerstraßen miteinander: einerseits die Gablenzgasse, die in die Innenstadt führt sowie andererseits die Koppstraße, die aus der Stadt hinausführt. Auf beiden Straßen ist viel Verkehr, inklusive Krankenwagen, die zum nahe gelegenen Wilhelminenspital fahren, Straßenbahnen und Bussen. Obwohl sie auf beiden Straßenseiten Parkplätze und Gehwege hat, wirkt sie durch die wenig abwechslungsreiche Erdgeschossnutzung, das fehlende Straßenbegleitgrün und keinerlei Straßenmobiliar eintönig. Es gibt auf der kompletten Länge der Straße keine Begrünung und selbst im Sommer haben die zwei Lokale keine Schanigärten. Sie wirkt daher grau, unwirtlich und heiß. Insgesamt ist sie eine Durchfahrtstraße. Auch Fußgänger*innen gehen selten hier entlang. Es werden Autos geparkt und in die Wohnhäuser gegangen, mehr passiert auf der Hyrtlasse nicht.

Die Hyrtlasse lässt sich in drei Abschnitte teilen. Der erste Abschnitt der Hyrtlasse von der Gablenzgasse bis zur Herbststraße ist auf der westlichen Straßenseite von der Radetzky-Kaserne bestimmt. Auf der östlichen Straßenseite befindet sich ein Gastgarten des Restaurants „Bierosophie“ hinter einer hohen Mauer, so dass man nur die Baumkronen sieht, darauf folgen mehrere Mehrfamilienhäuser.



Abbildung 5: Erster Abschnitt der Hyrtlasse fotografiert aus der Gablenzgasse, 2021, eigenes Foto

Überquert man die Herbststraße (über die Gleise der Straßenbahnlinie 9) befinden sich auf dem zweiten Abschnitt auf der westlichen Straßenseite ein Gemeindebau der Stadt Wien aus dem Jahr 1930-31, auf der östlichen Seite finden sich wieder mehrere Mehrfamilienhäuser. Drei dieser Häuser machen optisch den Anschein aus der Gründerzeit zu stammen, während die zwei weiteren Gebäude durch die Stadt Wien gefördertes Eigentum aus den 1980er Jahren sind.



Abbildung 6: Zweiter Abschnitt der Hyrtlgasse fotografiert aus der Herbststraße, 2021, eigenes Foto

Der dritte Abschnitt der Hyrtlgasse verläuft von der Koppstraße, einer zweispurigen Einbahnstraße stadtauswärts, bis zur Hasnerstraße, einer von Bäumen gesäumten Fahrradstraße. Hier gibt es auf der Hyrtlgasse im Erdgeschoss zwei Lokale sowie eine Autowerkstatt, zu beiden Seiten ist sie von unterschiedlichen Mehrfamilienhäusern aus verschiedenen Epochen gesäumt.



Abbildung 7: Dritter Abschnitt der Hyrtlgasse aus der Koppstraße fotografiert, 2021, eigenes Foto

Die direkte Nachbar*innenschaft meines Hauses in der Hyrtlgasse besteht aus 46 Parteien, da mit dem angrenzenden Haus Gemeinschaftsräume (u. a. Waschküche, Werkstatt, Sportraum, Sauna, Spielraum) geteilt werden, die über gemeinsame Flure im Erdgeschoss und Keller verbunden sind. Die Gemeinschaftsräume werden zum Großteil nicht mehr als solche genutzt. Ausschließlich in der Waschküche treffen Nachbar*innen länger aufeinander. Die anderen Gemeinschaftsräume stehen die meiste Zeit leer und einige werden nur mehr als Abstellfläche genutzt. Ich habe also recht viele Nachbar*innen, die ich erst nach und nach oder gar nicht kennenlernen(t)e. In meinem vorherigen Wohnumfeld kannte ich ziemlich schnell die Nachbar*innen und habe Nachbar*innenschaft in kleinen alltäglichen Begegnung gelebt (grüßen, Türen aufhalten, tragen helfen, Pakete für andere entgegennehmen etc.). In der Hyrtlgasse erlebe ich zum ersten Mal eine distanzierte Nachbar*innenschaft. Einige grüßen nicht zurück, wenn man sie im Hausflur trifft, andere habe ich vor Beginn meiner Forschung noch nie gesehen, wieder andere Nachbar*innen und ich grüßen uns, kennen uns aber nicht beim Namen. Es gibt einige wenige, zu denen ein vertrautes Verhältnis besteht, dass sich durch Unterstützung im Alltag gefestigt hat.

Um die Nachbar*innenschaft räumlich zu beschreiben ist es wichtig auch die in der unmittelbaren Umgebung befindlichen Orte und Infrastruktur (Geschäfte des täglichen Bedarfs, öffentliche Verkehrsmittel, Gastronomie usw.) zu erwähnen. Die Thaliastraße ist eine der wichtigsten Einkaufsstraßen in Ottakring, es finden sich dort Drogerien, Apotheken, Banken und Supermärkte genauso wie Modegeschäfte, Geschäfte unterschiedlicher Telekommunikationsfirmen, Sanitätshäuser, Möbel- sowie Blumengeschäfte und Heimwerker*innenbedarfsläden. Außerdem fährt hier die Straßenbahnlinie 46 in Richtung Wienerwald bzw. Innenstadt. Auf der Koppstraße fahren die Busse der Linie 48A in Richtung Baumgartner Höhe und auf der Gablenzgasse in die andere Fahrtrichtung (Innenstadt). Die Straßenbahnlinie 9 fährt zwei Parallelgassen von der Hyrtlgasse stadtauswärts in Richtung Westbahnhof oder Gersthof.

Nördlich der Thaliastraße befindet sich die Garage Grande eine ehemalige Parkgarage, die seit 2019 von verschiedenen Vereinen, Künstler*innen und Uniseminaren zwischengenutzt wird – als Atelier, öffentlicher Garten und Veranstaltungsort. Außerdem gibt es auf der Hasnerstraße den Mädchen*treff peppa*, der seit 2021 neben der bepflanzten Baumscheibe vor dem Ladenlokal auch ein Parklet aufgestellt hat. Am Richard-Wagner-Platz befindet sich das Büro der Bezirksvertretung der Grünen, welches im Zeitraum von Juli 2021 bis März 2022 auch ein Parklet aufgestellt hatte. Ein weiteres

Parklet steht schon seit einigen Jahren in der Bachgasse, Ecke Blumberggasse (die Verlängerung der Hyrtlasse), ein Parklet ausgestattet mit Parkbänken und mehreren meterhohen Bäumen in Pflanztrögen. Im Jahr 2021 haben Anwohner*innen der Hasnerstraße einen Verein gegründet und in Eigenregie und etwas abgewandelter Form die *Coolle Straße* unter dem Namen *Hasneroase* zurückgebracht. Im Umkreis von einem Kilometer gibt es also verschiedene Formen der Nutzung des öffentlichen Raums. Grünraum wurde zum Teil geschaffen durch die Stadt Wien (z.B. Richard-Wagner-Platz, Umgestaltung der Thaliastraße mit Stadtbäumen und Sitzgelegenheiten, Schmelz), zum Teil durch die Initiative einzelner Vereine und engagierter Bewohner*innen (Parklets, *Hasneroase*, begrünte Baumscheiben in der Hasnerstraße). Dennoch befindet sich nichts davon in unmittelbarer Nähe zur Hyrtlasse bzw. müssen, um zu diesen Orten zu gelangen, mehrspurige, viel befahrene Straßen überquert werden. Diese Gegebenheiten beeinflussen, wie Nachbar*innenschaft vor Ort gelebt und mit welcher Bedeutung sie aufgeladen wird.

Meine Forschung ist auf Grund der räumlich-materiellen Gegebenheiten entstanden und hat sich aus ihnen entwickelt. Gerade weil mir die Hyrtlasse so grau und unbelebt vorkam und ich wenig Interaktion auf der Straße und innerhalb meines Hauses beobachten konnte, habe ich mich dazu entschieden etwas zu verändern. Ich habe also einen kleinen Grünraum mit Aufenthaltsqualität geschaffen und mit Angeboten zum Mitmachen/-gestalten ausgestattet.

3.1.2 Grätzloase, Parklet und veranda16

Für meine Arbeit zentral ist die Unterscheidung zwischen den drei Begriffen Grätzloase, Parklet und veranda16, die ich in folgendem Abschnitt erläutere. Die *Grätzloase* ist wie bereits beschrieben ein Aktionsprogramm, welches durch den Verein Lokale Agenda 21 ins Leben gerufen wurde, um Förderungen und Unterstützung für Initiativen der Bewohner*innen direkt zur Verfügung zu stellen. Mit dem Schwerpunkt *Grüne Parklets* verfolgt es die Ziele, die Nachbar*innenschaft zu stärken, das Mikroklima der Umgebung zu verbessern und die Stadt lebenswerter zu gestalten. Außerdem geht es laut der Leiterin des Aktionsprogramms Eva Braxenthaler (vgl. Anhang 8.5.1) auch darum, die Bewohner*innen zu aktivieren und zu empowern, um sie darin zu bestärken, den städtischen Raum als gestaltbar wahrzunehmen.

Parklets sind Aufbauten in der Größe eines oder mehrerer Parkplätze, die eine Umnutzung des öffentlichen Raums ermöglichen, welcher normalerweise für den ruhenden motorisierten Individualverkehr reserviert ist. Sie sind bereits in den 2000er-Jahren in US-amerikanischen Großstädten initiiert und aufgestellt worden. Das erste wurde 2005 in San Francisco als Teil einer künstlerischen Intervention, die aufzeigen wollte auf welche Weise der öffentliche Raum genutzt werden kann, initiiert (vgl. Birdsall, Sobocan, Littke). Parklets können als Mikrobeispiel einer Stadtentwicklung gelten, die die Zuständigkeit und Verantwortung für den öffentlichen Raum an die Bewohner*innen abgibt oder diese zumindest mit ihnen teilt. „Die Einrichtung von Parklets bewegt sich an der Schnittstelle von künstlerischer Intervention, Stadtverwaltung und gesellschaftlicher Initiative.“ (Sobocan: 98) Parklets können als Teil von urbaner Kunst und Intervention einen Einfluss darauf nehmen, wie die Stadt und der städtische Freiraum wahrgenommen werden. „Als Reflexions- und Gesprächsangebot eröffnen Kunstprojekte einen anderen Blick auf die Stadt und bringen Ideen, Anregungen, Kommentare oder Entwürfe zu alternativen Stadtnutzungen und möglichen Entwicklungen des urbanen Gemeinwesens in zentrale städtische Räume ein.“ (Hildebrandt: 722) Dabei ist ein grundlegender Gedanke, dass Bewohner*innen ihre Stadt durch Interventionen im öffentlichen Raum auf neue Weise wahrnehmen und mit ihrer Bewegung, Nutzung und Interpretation mitgestalten. Künstlerische Praktiken sind an der Produktion des Raumes beteiligt. „Als ‚Soziale Plastik‘ wird die Stadt zu einem form- und gestaltbaren Möglichkeitsraum.“ (Hildebrandt: 724)

Zentraler Teil meines Forschungsfeldes ist das Parklet veranda¹⁶ (vgl. Abb. 8), das von mir und Nachbarinnen geplant, durch das Aktionsprogramm Grätzloase unterstützt wurde und im Zeitraum von Anfang Juli bis Ende Oktober 2021 in der Hyrtlgasse aufgestellt war. Das Parklet im Ausmaß von 1,5 m x 8 m nutzte circa anderthalb Parkplätze. Eine Holzwand sorgte für eine sichere Abgrenzung zum fahrenden Verkehr. Zum Gehweg hin war das Parklet offen und ebenerdig, wodurch eine barrierefreie Nutzung möglich war. Drei voneinander getrennte Sitzbereiche, einer davon mit Tisch ermöglichten die gleichzeitige Nutzung unterschiedlicher Gruppen. Zwischen Tisch und Sitzecke mit integriertem Mistkübel hing ein offener Bücherschrank, der zum Tauschen von Büchern einlud. Den Deckel des Schanks nutzten wir als Brett für Ankündigungen von Veranstaltungen oder Interviewanfragen etc. (vgl. Abb. 10)



Abbildung 8: veranda16 nach Fertigstellung, gut ersichtlich die drei Sitzbereiche, 2021, eigenes Foto

„Vorzimmer und Vorgarten markieren die Zone zwischen häuslichem Innenraum und städtischem Außenraum. Es ist der Zwischenbereich des Treppenabsatzes, wo der Blick in die Nachbarwohnung fällt, sich der Briefkasten befindet, die Hausordnung Verbote auflistet, der Weg zum Parkplatz verläuft, die Kinder den Hund äußerln führen und man dem Gespräch mit dem wortreichen Hausmeister entkommt. Hier summen sich Besucher über die Gegensprechanlage ins Haus, da fällt die Wohnungstür nach dem Hasten durch die Dunkelheit ins Schloß (sic!), Ketten werden vorgelegt, und der Spion in der Tür verzerrt jeden zum monströsen Kopffüßler. In dieser Übergangszone wird die Wohnung an Quartier und Stadt angekoppelt.“ (Nierhaus: 581)

Durch die Positionierung der veranda16 direkt vor der Haustür erweiterte das Parklet die vorhandene Übergangszone (Stiegenhaus, Müllraum etc.) und sollte so auch als Bindeglied zwischen dem Haus und seiner Nachbar*innenschaft sowie dem umliegenden Grätzl fungieren.

Das Aktionsprogramm Grätzloase macht mit den Texten auf der eigenen Webseite und der Pressearbeit nach außen deutlich, was bereits an positiven Vorstellungen zu Nachbar*innenschaft in das kollektive Bewusstsein eingeschrieben ist. Es geht dabei darum Nachbar*innenschaft so darzustellen, dass sie einen positiven Einfluss auf das Leben in der Stadt und Urbanität im Allgemeinen hat. Personen, die eine aktive Nachbar*innenschaft haben, sollen besser integriert und solidarisch unterstützt werden. Im Laufe meiner Forschung stellte sich schnell heraus, dass die veranda16 dieses romantisierte Bild hinterfragt und problematisiert (vgl. Kapitel 4.3).

3.1.3 Nachbar*innen der Hyrtlgasse und andere Stakeholder*innen

Ziel meiner Forschung war es, einen Einblick in die unterschiedlichen Bedeutungen von Nachbar*innenschaft zu bekommen. Bereits zu Beginn meiner Arbeit war mir klar, dass ich in diesem Zusammenhang Interviews führen würde, um möglichst verschiedene Einblicke zu gewinnen. Meine Interviewpartner*innen wollte ich vor allem während der Veranstaltungen auf der veranda16 kennenlernen oder durch informelle Gespräche vor Ort für meine Forschung gewinnen. Im Verlauf stellte sich heraus, dass meine Vorstellung davon, wie gut mir diese Art der Kontaktaufnahme zu potenziellen Interviewpartner*innen gelingen würde, nicht haltbar war. Trotz fünf Veranstaltungen im Zeitraum von vier Monaten und täglichen Aufenthalten auf der veranda16 sowie mehrerer schriftlicher Aufrufe zur Teilnahme an meiner Forschung, die ich sowohl direkt an der veranda16 anbrachte als auch an der Pinnwand im Hauseingang der beiden zusammenhängenden Häuser, konnte ich darüber nur zwei Interviewpartner*innen dafür gewinnen, mit mir zu sprechen. Die weiteren Nachbar*innen habe ich aufgrund des bereits bestehenden engeren Kontaktes interviewen können. Für die Interviews mit den Stakeholder*innen habe ich offizielle Anfragen via E-Mail gestellt. Im Folgenden werde ich die sechs Personen, mit denen ich Interviews führen konnte, kurz vorstellen und ihre Beziehung zur Nachbar*innenschaft anreißen, um dann in Kapitel 4 genauer darauf eingehen zu können.

Das erste Interview führte ich bereits am 13. Juni 2021, noch bevor die veranda16 aufgestellt war. Eva Braxenthaler war damals noch Mitarbeiterin des Aktionsprogramms, einige Monate später übernahm sie die Leitung. Ich nahm Kontakt zu ihr auf, sobald ich wusste, dass ich im Rahmen meiner Masterarbeit zu den Themenbereichen Nachbar*innenschaft und Beteiligungsprojekte arbeiten möchte. Ich wollte unter anderem herausfinden, welche Bedeutung(en) Nachbar*innenschaft aus der Perspektive der

Grätzloase zugeschrieben werden. Zudem wollte ich aus der Perspektive einer Person, die sich beruflich mit Stadtentwicklungsprojekten beschäftigt, erfahren, welches Potenzial sie konkret im Aktionsprogramm Grätzloase sowie in Partizipation allgemein sieht.

Mein zweites Interview führte ich mit Daniel Glaser, der Bezirksrat der SPÖ in Ottakring ist. Den Kontakt stellte ich über eine Anfrage an die Bezirksvertretung über das Onlineformular auf wien.gv.at her. Ursprünglich war es mein Ziel mit den Bezirksvorsteher*innen ins Gespräch zu kommen, auf meine Anfrage meldete sich Daniel Glaser, der Mitglied des Bauausschusses und der Stadtentwicklungs- und Mobilitätskommission des Bezirkes ist. In dieser Funktion wurde ihm die Aufgabe und fachliche Kompetenz zugeschrieben mit mir über partizipative Stadtentwicklung am Beispiel der Grätzloase zu sprechen. Tatsächlich bewegte sich das Gespräch inhaltlich vorwiegend zwischen seiner Funktion als Bezirksrat und einem persönlichen Austausch über Nachbar*innenschaft und Stadt.

Nach einer langen Phase der Suche nach Nachbar*innen, mit denen ich Interviews führen könnte, meldete ich mich pro-aktiv bei einer Person, die mir am Auftagtag ihre Nummer gegeben hatte, da sie so begeistert von dem Projekt war. Julia¹² wohnt in der Hyrtlasse im Gemeindebau gegenüber der veranda16. Sie hat die Wohnung ihrer Großmutter übernommen und lebt seit 2017 dort. Mit ihr sprach ich hauptsächlich darüber, was Nachbar*innenschaft für sie bedeutet und wie sich diese Bedeutung im Verlauf ihres Lebens in unterschiedlichen Grätzeln gewandelt hat. Julia ist Anfang vierzig, selbstständig, hat studiert und arbeitet viel mit Universitäten und Forschungsinstituten zusammen.

Einen Nachbarn, mit dem ich im September 2021 ein Interview führen konnte, kannte ich bereits vor der Forschung, weil wir beide Hunde haben und uns darüber kennengelernt hatten. Victor lebt seit 2019 an der Ecke von Hyrtlasse und Koppstraße. Ich hatte bereits vermutet, dass er Interesse daran haben könnte, sich mit mir zu unterhalten, da er einer der ersten war, die die veranda16 regelmäßig nutzten, mich aufgrund der Verbindung „Hund“ immer grüßte und zudem bereits Interesse an der veranda16 bekundet hatte. Er ist Mitte dreißig und war zur Zeit unseres Interviews arbeitssuchend. Er hat studiert und war selbstständig mit einer eigenen Firma. Auch mit ihm sprach ich

¹² Die Namen der Nachbar*innen, die in diesem Text vorkommen, habe ich aus Datenschutzgründen geändert.

über die Bedeutungen, die Nachbar*innenschaft für ihn hat und wie sie sich aufgrund unterschiedlicher Wohnbedingungen veränderte.

Ein weiteres Interview führte ich mit einer Nachbarin, zu der ein enger Kontakt besteht, da wir (mein Mitbewohner und ich) sie im Alltag regelmäßig unterstützen. Frau Gufo ist eine Mitte siebzigjährige Pensionistin, die in ihrer Wohnung seit der Fertigstellung des Hauses 1986 in ihrer Wohnung wohnt. Sie kennt das Grätzel mittlerweile seit fast vierzig Jahren und konnte mir viel über die Veränderungen des Ortes und des Miteinanders über die Jahrzehnte hinweg erzählen. Obwohl sie anfangs Vorbehalte gegenüber dem Interview äußerte, taute sie rasch auf und erzählte mir viele teils persönliche Geschichten.

Das letzte Interview führte ich mit Marvin, meinem Mitbewohner. Er lebt seit seiner Geburt in der Wohnung in der Hyrtlgasse, ist Anfang dreißig und hat die Wohnung mittlerweile von seinen Eltern übernommen. Er konnte mir daher auch aus der Perspektive eines Kindes von früher erzählen. Da das Haus wie bereits erwähnt mit vielen Gemeinschaftsräumen geplant wurde, habe ich ihn auch zur Nutzung dieser Räume gefragt. Das Gespräch war eher kurz und ich merkte Marvin an, dass er Sorge hatte sich oder seine Nachbar*innenschaft *falsch* zu repräsentieren. Er hat an der Universität für Bodenkultur Wien (Boku) studiert und arbeitete zur Zeit des Interviews als wissenschaftlicher Mitarbeiter an einem Forschungsinstitut.

Alle Interviews habe ich als Leitfaden gestützte, narrative Interviews geplant und durchgeführt. Diese Form der Interviewführung dient dazu, das Gegenüber zum freien Erzählen zu animieren und gleichzeitig den roten Faden und das Thema der Forschung im Blick zu behalten. Die Fragen, die ich im Leitfaden (vgl. Anhang 8.4) festgehalten habe, nutzte ich dazu, das Gespräch im Fluss zu halten. Wenn längere Sprechpausen einsetzten, konnte ich mich an den formulierten Fragen orientieren, um das Gespräch erneut anzuregen. „Es gibt – so die Grundidee – subjektive Bedeutungsstrukturen, die sich im freien Erzählen über bestimmte Ereignisse herauschälen, sich einem systematischen Abfragen aber verschließen würden.“ (Mayring: 72) Ich wählte diese Methode, um durch den entstehenden Erzählfluss intensiver auf die persönlichen Geschichten und damit Bedeutungen von Nachbar*innenschaft stoßen zu können. Was ich zu einem späteren Zeitpunkt während meiner Analyse feststellte, ist, dass es wichtig ist, den Frage-Antwort-Zusammenhang im Blick zu behalten. Bei der Analyse wurde

deutlich, dass bestimmte Fragen spezifische Antworten hervorriefen. Nachvollziehbar wurde auch, dass einige der Erzählungen pauschale Bilder von Nachbar*innenschaft reproduzierten. Diese pauschalen Bilder aufzudecken und zu hinterfragen, ist Ziel meiner Analyse der Interviews. So leiteten mich bei der Interpretation der Interviews die Fragen: Was ist die Situation, die ich kreierte? Wie verändert die Interviewsituation die Antworten der Befragten? Könnte das Setting eine Form der Selbstdarstellung provozieren? Welche Form von Nachbar*innenschaft imaginieren die Personen? Welche Alltagssituationen beschreiben sie aus ihrem Leben, die Rückschlüsse auf ihre gelebte Nachbar*innenschaft zulassen? Den Ergebnissen meiner Analyse widme ich mich im Kapitel 4 „Doing Nachbar*innenschaft“.

3.2 Meine Position als Forscherin und Nachbarin

Ich werde nachfolgend meine eigene Rolle diskutieren und reflektieren, um den Standpunkt deutlich zu machen, von dem meine Forschung ausgeht.

Ich bin in Hamburg in unterschiedlichen Mehrfamilienhäusern aufgewachsen und habe auch während meines Studiums dort in einem Haus gelebt, in dem die Nachbar*innenschaft in einem losen, aber regelmäßigen Kontakt zueinander stand. Nachbar*innenschaft bedeutete für mich bis zu diesem Zeitpunkt Austausch und alltägliche Unterstützung im Kleinen, beispielsweise Pakete entgegenzunehmen, Zucker/Mehl „auszuleihen“, einander nicht nur im Hausflur, sondern auch bei Begegnungen im Grätzl zu grüßen. Diese – meine eigene – Vorstellung von Nachbar*innenschaft prägte meine Forschung. Ich habe sie gesucht, andere Vorstellungen damit verglichen, sie in die Interaktionen vor Ort mitgetragen und so auch beeinflusst, was mir erzählt und wie mir begegnet wurde.

Eine Schwierigkeit während der Forschung war es ins Gespräch mit Personen zu kommen, die die veranda¹⁶ nutzten. Viele der Personen, die sich dort aufhielten, saßen entweder allein lesend (am Handy) dort oder waren vertieft in Gespräche am Telefon oder mit den Personen, die mit ihnen dort saßen. Schon vor Beginn meiner Forschung hatte ich die Befürchtung, dass es schwierig werden könnte, als deutsche Studentin mit den meist männlichen österreichischen Nutzern in Kontakt zu kommen. Unterschiedliche Erklärungen sind dafür vorstellbar. Einerseits habe ich es in meinen sieben Jahren in Wien schon häufig erlebt, dass Deutschen mit Ressentiments begegnet wird, was auch Einfluss darauf nimmt, wie (un-)voreingenommen ich auf Situationen zugehe.

Andererseits werde ich als junge Frau zusätzlich anders wahr- und ernst genommen, als Männer es werden. Außerdem ist mein Grätzl, wie ganz Ottakring, von Zuwanderung geprägt und Personen mit unterschiedlicher Herkunft treffen aufeinander. Als deutsche, *weiße*¹³, linkspolitische, feministische Forscherin habe ich also einerseits Zugang zu Aktionen wie der Grätzloase und die Möglichkeit und Ressourcen, mich zu engagieren, andererseits wird mir der Zugang zu verschiedenen Communities aufgrund meiner Positionierung (Sprachbarriere, wenig persönliche Anknüpfungspunkte, Ängste) erschwert.

3.3 Teilnehmende Beobachtung als Nachbarin rund um die veranda16

Den Hauptanteil meines empirischen Materials machen meine bei teilnehmenden Beobachtungen gesammelten Feldnotizen aus. Die teilnehmende Beobachtung ist eine der zentralen Methoden der europäischen Ethnologie sowie der empirischen Kulturwissenschaften. Ihr Ziel ist es, durch das Teilnehmen am Geschehen in einen engen Austausch mit den anderen Teilnehmenden zu kommen. „Mit der teilnehmenden Beobachtung will der Forscher eine größtmögliche Nähe zu seinem Gegenstand erreichen, er/sie will die Innenperspektive der Alltagssituation erschließen.“ (Mayring: 81) Die Methode eignet sich gerade in Forschungen deren Gegenstand in soziale Situationen eingebettet ist (vgl. Ebd.: 83). Da sich Nachbar*innenschaft vor allem im Alltag zeigt, ist sie daher grundsätzlich gut mit der teilnehmenden Beobachtung erforschbar.

Ich habe in der Zeit von März 2021 bis November 2021 die veranda16 begleitet. In meiner Doppelrolle als Forscherin und engagierte Nachbarin plante ich das Parklet, reichte den Antrag ein, begleitete alle administrativen Schritte bis zum Aufbau und verbrachte während des Zeitraums von Juli bis November 2021 täglich Zeit auf der veranda16. Ich war zuständig für die Instandhaltung des Ortes, was unter anderem Müll leeren, aufräumen und Pflanzen gießen beinhaltete. Gleichzeitig war es mein Ziel, mit möglichst vielen Nachbar*innen in informellen Kontakt zu kommen, um einen Eindruck davon zu bekommen, wie sie Nachbar*innenschaft leben und was diese für sie bedeutet. Über den gesamten Zeitraum habe ich sowohl digital als auch handschriftlich Notizen geführt und im Zeitraum von 01. Juli bis 30. September 2021 habe ich die täglichen Ereignisse schriftlich und fotografisch festgehalten. Ab Oktober 2021 habe ich mich dann

¹³ *Weiß* schreibe ich kursiv, um auf die privilegierte (oft nicht als solche benannte) gesellschaftliche Position im Machtverhältnis Rassismus aufmerksam zu machen (vgl. Amnesty).

darauf beschränkt, nur noch Situationen festzuhalten, die herausstachen, mir als besonders aussagekräftig und wichtig vorkamen (vgl. Anhang 8.2).

Als Nachbarin am eigenen Wohnort und somit in der eigenen Nachbar*innenschaft zu forschen war eine besondere Herausforderung. Die Schwierigkeit, gleichzeitig als engagierte Anwohnende vor Ort, somit auch Ansprechpartnerin für allerlei Beschwerden der Nachbar*innen zu sein und als Forscherin, die interessiert an Austausch ist, führte zu intensiven Auseinandersetzungen mit meiner eigenen Position. Zusammentreffen, die als Privatperson unangenehm waren, weil ich beispielsweise direkt angefeindet wurde, boten mir als Forscherin intensive Einblicke in die Vorstellungen von Nachbar*innenschaft, die einige der Bewohnenden offenbar hatten. Auf diese Begegnungen und andere Herausforderungen bzw. Konflikte gehe ich im Kapitel 4 noch genauer ein.

3.4 Digitaler und analoger Austausch: E-Mails und Aushänge für die veranda16

Zu Beginn meines Forschungsvorhabens richtete ich eine E-Mail-Adresse ein, um bereits vor der Aufstellung des Parklets in einen Austausch mit Nachbar*innen treten zu können. Als Betreibende der veranda16 hatten wir in der Gruppe entschieden, vorab ein Schreiben auszuhängen, in dem wir auf das kommende Parklet aufmerksam machten und sowohl um Feedback baten als auch zum Mitmachen einluden. Dieses Schreiben verteilte ich in die Eingangstüren der Häuser Hyrtlgasse 5-18. Auf die E-Mail-Adresse meldeten sich zwei Personen, die im ersten Kontakt sehr unterschiedlich klangen. Diese E-Mail-Konversationen fließen ebenfalls als Datenmaterial in meine Forschung ein (vgl. Anhang 8.3)

Außerdem haben wir regelmäßig Aushänge und Briefe an die Nachbar*innen und Nutzer*innen der veranda16 geschrieben und gestaltet (vgl. Anhang 8.6). Zu Beginn haben wir uns als Team der veranda16 die Mühe gemacht, die Briefe handschriftlich zu schreiben, da wir uns vorstellten, dass es so persönlicher aussehen würde und unsere Nachbar*innen sich davon angesprochen fühlen würden (vgl. Abb. 9). Bereits der erste Brief in den Hauseingängen der Nachbarhäuser wurde allerdings mehrfach abgerissen und fand sich im Müll wieder, so dass wir beschlossen, alle weiteren Briefe und Aushänge auszudrucken, um etwas weniger Arbeit damit zu haben. Durch diese negative Reaktion auf die erste Ankündigung der veranda16 ließen wir uns nicht abbringen und kommunizierten jede weitere Veranstaltung auf der veranda16 den Nachbar*innen. Auch

die Briefe, die wir in den nachfolgenden Monaten aufhingen, wurden regelmäßig ab- und/oder umgehängt.

Während direkte Kritik mich nur per E-Mail und am Aufbau-tag von unterschiedlichen Passant*innen sowie danach nur noch von drei Nachbar*innen erreichte, lässt das Entfernen der Aushänge doch auf einen gewissen Unmut schließen. Wie bereits im vorangegangenen Kapitel beschrieben, schien die Kontaktaufnahme mit den Initiatorinnen der veranda16 nur einige wenige Personen zu interessieren.

Nachdem ich mein Forschungsfeld räumlich eingeordnet habe, indem ich die Hyrtl-gasse im Grätzl und in Wien verortet, die veranda16 als Parklet des Aktionsprogramms Grätzloase beschrieben und meine angewendeten Methoden dargelegt habe, möchte ich mich im Folgenden der Analyse meines empirischen Materials widmen.

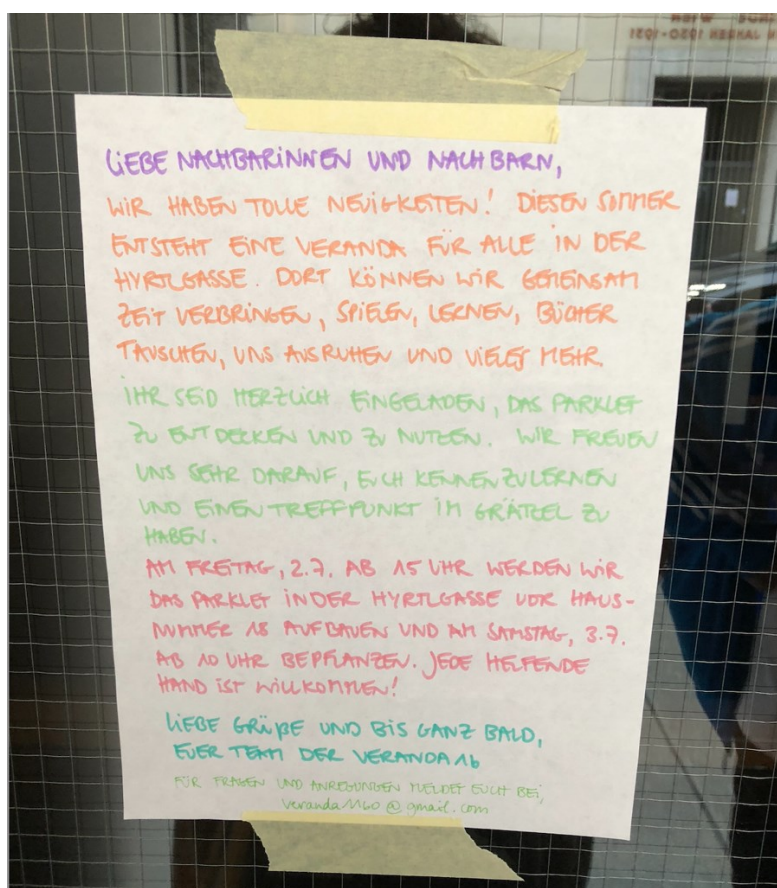


Abbildung 9: Ankündigung veranda16, 2021, eigenes Foto

4 Doing Nachbar*innenschaft – rund um die veranda16

Ein Morgen Ende August 2021, die veranda16 steht mittlerweile seit fast zwei Monaten vor meiner Haustür. Es ist ein heißer Sommertag, die Blumen auf dem Parklet leiden unter der direkten Sonneneinstrahlung und der Hitze, aber ich gebe mein Bestes sie durch regelmäßiges Gießen am Leben zu halten. Ich stehe also wie jeden Morgen gegen 8 Uhr auf, nehme mir die Gießkannen von meinem Balkon und gehe runter ins Erdgeschoss. Im Hausflur treffe ich eine Nachbarin. Wir grüßen einander und wünschen uns gegenseitig einen schönen Tag. Sie verlässt das Haus und ich schließe mir die Waschküche auf, die gemeinschaftlich zwei Häusern genutzt wird. Sie ist leer und ich beginne am großen Waschbecken die zwei Gießkannen mit Wasser zu befüllen. Ich stelle die Haustür mit dem Türstopper fest und mir schlägt die Hitze entgegen. Ich nehme die vollen Gießkannen und beginne die Blumen auf der veranda16 zu gießen. Meist muss ich sie dreimal wieder befüllen, um allen Pflanzen genügend Wasser zu geben. Noch sind Parklet und Pflanzen im Schatten, aber es zeichnet sich bereits ab, dass dieser Tag sehr heiß werden wird. Ab circa 11 Uhr bis zum späten Nachmittag wird die Sonne auf der veranda16 stehen und einen entspannten Aufenthalt bei entsprechender Hitze verunmöglichen. Während ich gieße, kommt mein Nachbar Victor aus der Koppstraße mit einem Glas randvoll mit Zitronenwasser und Eiswürfeln in der Hand, Buch unterm Arm und Zigarette im Mundwinkel zur veranda16 und setzt sich. Für ihn ist dieser Ort Teil eines täglichen Rituals. Er nutzt ihn als Ersatz für den nicht vorhandenen Balkon seiner Wohnung. Hier startet er seinen Tag meist allein, manchmal telefonierend, manchmal wechseln wir ein paar Worte. Heute grüßen wir uns nur kurz und ich gieße die Pflanzen, während er zu telefonieren beginnt. Als ich fertig bin verabschiede ich mich von ihm und gehe wieder hoch in meine Wohnung. (vgl. Anhang 8.2.2)

In den vorangegangenen Kapiteln habe ich deutlich gemacht, dass partizipative Stadtentwicklungsprojekte versuchen, Gerechtigkeit herzustellen, indem sie die Bewohner*innen der Stadt als lokale Expert*innen in Stadtentwicklungsprozesse einbeziehen. Ihr Ziel ist es unter anderem möglichst unterschiedliche Personen (in Bezug auf Herkunft, Milieu, sozio-ökonomischer Status, etc.) einzubinden und somit ansonsten im Diskurs marginalisierten Stimmen Raum und Aufmerksamkeit zu schenken. Die Realität vieler Projekte zeigt hingegen etwas anderes. Es werden häufig dieselben Gruppen angesprochen und gehört: diejenigen, die privilegiert sind, einen entsprechenden Bildungshintergrund und Ressourcen haben, um sich in politische Belange einzumischen. Auch das Aktionsprogramm Grätzloase und die veranda16 sind

da keine Ausnahme. Das Design, die Bewirtschaftungsformate und die Ausstattung der durch die Grätzloase unterstützten Projekte sprechen ein bestimmtes Milieu – *weiße*, studentische Mittelschicht – an, während andere Milieus davon nicht angesprochen werden und somit über diese Maßnahme keinen Zugang zur (Mit-) Gestaltung des städtischen Freiraums kennenlernen. Dies schlägt sich nicht nur bei der Gestaltung, sondern auch auf der Ebene der Nutzung der Parklets nieder. Viele Parklets im Umfeld der Hyrtlgasse wirken verwaist und auch die veranda16 wurde eher wenig und unregelmäßig genutzt. Die Vermutung liegt nahe, dass sich Personen mit Migrationserfahrung, somit mehr als ein Drittel der Bewohner*innen Ottakrings (MA 23/1 2022), die häufig betroffen sind von Rassismen, Ausgrenzung, Stigmatisierung und Marginalisierung, den öffentlichen Raum nicht in derselben Art aneignen, wie es *weiße* Student*innen und Personen der (akademischen) Mittelschicht tun (vgl. Dlabaja: 43).

Auch die Personen, mit denen ich schlussendlich Interviews führte, gehörten zu einem mir ähnlichen Milieu. Neben den Interviews beziehe ich meine Erkenntnisse aus informellen Gesprächen und zufälligen Begegnungen auf der und rund um die veranda16.

In den folgenden Kapiteln werde ich nun genauer darauf eingehen, wie die veranda16 genutzt wurde und welche Formen und Praktiken von Nachbar*innenschaft sich auf dem und um das Parklet herum beobachten ließen. Die veranda16 ist dabei sowohl zentraler Ort der Forschung als auch ein Beispiel für ein partizipatives Projekt, welches die Nachbar*innenschaft aktivieren sollte. Ich werde dabei unterschiedliche Kategorien von Nachbar*innenschaft herausarbeiten, die ich im Verlauf des Projekts veranda16 beobachten konnte. Ich beginne mit Erfahrungen vor dem Aufstellen der veranda16, werde auf Beobachtungen der Nachbar*innenschaft in unterschiedlichen Stadien des Projekts eingehen und schließlich Perspektiven auf Nachbar*innenschaft von Seiten der Planenden und Verwaltenden beschreiben. *Doing Nachbar*innenschaft* dient mir dabei als Brille auf die Praktiken und Alltagshandlungen, Verhaltensweisen und symbolische Artikulationsformen, durch die unterschiedliche Formen des miteinander, nebeneinander und in der Nähe zueinander Lebens sichtbar werden. Wie bereits beschrieben, nutze ich dieses Konzept in Anlehnung an Schmidt-Lauber und Wolfmayr, die mit dem *doing city* einen praxeologischen Zugriff auf die Aushandlungsformen städtischer Größe entwerfen. Nachbar*innenschaft wird ausgehandelt, ist flüchtig und kontextabhängig. Sie ist situativ und relational. Mit meinem Konzept des *Doing Nachbar*innenschaft* fange ich diese Beweglichkeit ein.

4.1 Nachbar*innen sein – vor der veranda16

Zu Beginn meiner Forschung kannte ich kaum Nachbar*innen in meinem Haus und erst recht nicht aus den angrenzenden Häusern. Ich traf manche Nachbar*innen öfter im Hausflur und begrüßte. Es waren allerdings immer wieder die gleichen Personen und ihre Anzahl vergleichsweise gering im Verhältnis zu der Anzahl der Bewohner*innen von 23 Wohneinheiten allein in meinem Haus. Nur eine Nachbarin, Frau Gufo, kannte ich näher. Meine Beziehung zu ihr fußt auf einer langjährigen Verbindung, die die Eltern meines Mitbewohners, die zuvor in unserer Wohnung wohnten, zu ihr hatten und die er bzw. wir von ihnen übernommen haben. Die Beziehung zu den Nachbar*innen war insgesamt bestimmt von einer distanzierten Höflichkeit, die kaum über den Gruß im Stiegenhaus hinausging. Die Gemeinschaftsräume und der kleine Innenhof wurden wenig genutzt. Wenn sie genutzt wurden, dann nur durch jeweils einzelne Parteien und nicht von mehreren gleichzeitig geschweige denn gemeinsam. Einzig in der Waschküche konnte man auch etwas länger mit Nachbar*innen zusammentreffen und plaudern. Meine erste Kontaktaufnahme zu anderen Nachbar*innen entstand im Zuge der Planung des Parklets. Ich sprach das Paar (beide Anfang 30 mit einem kleinen Säugling) im Frühjahr 2021 an, als meine Freundinnen und ich entschieden hatten, einen Antrag für ein *Grünes Parklet* einzureichen. Sie kannten die Initiative und andere Parklets in Wien. Sie waren begeistert von der Idee und dankbar für einen Aufenthaltsort außerhalb der Wohnung, da sie keinen eigenen Balkon haben. Sie boten ihre Hilfe an und mit einem von ihnen (Alex) tauschte ich Telefonnummern aus, um in Kontakt zu bleiben.

Im Fall der Hyrtlgasse und der veranda16 äußerte sich Nachbar*innenschaft daher in zaghaften Kontaktaufnahmen unterschiedlicher Personen miteinander, mit mir oder dem Ort an sich – dem Parklet veranda16. Nachbar*innenschaft artikulierte sich schließlich eben auch in Form kommunikativer Wege zueinander, in einem Austarieren von Gesprächs- und Handlungsformen und Annäherungen an den Ort und nicht vorwiegend in gemeinsam erlebten Aktivitäten. Schon vor dem Aufbau des Parklets hatten wir mit zwei Nachbar*innen Kontakt über die von uns eingerichtete E-Mailadresse, die auf den Ankündigungsschreiben der veranda16 stand. Während einer der daraus entstehenden Kontakte freundliches Interesse bekundete, äußerte sich der zweite von Beginn an destruktiv gegenüber unserem Vorhaben und uns als Initiatorinnen. Trotz des unterschiedlichen Tonfalls, in dem die E-Mails verfasst waren, waren sich beide einig darüber, dass ein Parklet in dieser Lage keinen Sinn ergäbe.

„Na ja auf den Parkplätzen direkt an der Straße, da werden uns zusätzliche Parkplätze weggenommen, wo wir eh zu wenig haben, dann fahren die Autos im Schuss runter, das wird nicht sehr angenehm sein da zu sitzen. In der Nacht wird man das dort eher als Toilette benutzen, oder für sonstige Aktivitäten, die keiner braucht. Ich glaube da hat man die Nachbarschaft hier in der Umgebung etwas zu gepflegt eingeschätzt.“ (Anhang 8.3.2)

Die Person, die diese Nachricht verfasst hat, war zunächst davon ausgegangen, dass die veranda16 auf dem Dach des Hauses entstehen würde und hatte auf diese Idee positiv reagiert. Als wir sie auf den Irrtum und den tatsächlichen Aufstellungsort vor meinem Wohnhaus hinwiesen, reagierte sie hingegen mit oben zitiertem negativem Bild von ihrer eigenen Wohnumgebung. Interessant war, dass die Person zwar Interesse geäußert hatte, auf der vermeintlichen Dachterrasse gemeinsam mit uns für die Bepflanzung zu sorgen, diese Form der Beteiligung aber in Bezug auf das tatsächlich entstehende Parklet zurückgenommen wurde. Ich fragte sie nach einem Interview zum Thema Nachbar*innenschaft, was sie mir zuerst zusagte und sogar unterstrich, dass sie eine Expertin sei, da sie schon dreißig Jahre hier lebe. Im Laufe des Sommers fragte ich sie mehrmals für konkrete Termine an, auf diese E-Mails erhielt ich allerdings keine Antwort mehr.

Die andere erwähnte Kontaktaufnahme erfolgte kurz nachdem wir den Aushang zur Ankündigung des Vorhabens, die veranda 16 aufzustellen, im Haus aufgehängt hatten und stammte daher vermutlich von einer Bewohner*in aus einem der Häuser in der Hyrtlgasse. Die Person war kritisch und abwertend gegenüber dem Projekt und uns als Initiatorinnen.

„Was soll an Ihrer Neuigkeit so toll sein? [...] Die Eigentümer der Wohnhausanlage brauchen niemanden, der vor dem Haus herumlungert, Lärm und Schmutz macht. Wir wollen viel mehr Ruhe und Frieden. [...] Ihre Idee ist vielleicht kreativ, aber absolut unerwünscht. Es besteht keinerlei Bedarf die Veranda zu entdecken, Sie oder andere fremde Menschen kennenzulernen. Ich fordere Sie im Namen der Anreiner (sic) auf, dieses nutzlose Projekt zu unterlassen und nicht das Steuergeld der Bürger zu vergeuden. Bitte suchen Sie sich einen geeigneteren Ort für Ihre grünen Ideen.“ (Anhang 8.3.1)

In unserer Antwort erklärten wir, dass wir selbst Anrainerinnen sind und die Nutzung des Parkplatzes durch das Magistrat des Bezirks bewilligt wurde. Außerdem stellten wir dar, dass wir Maßnahmen (Mülleimer, die regelmäßig geleert werden, Hinweisschilder zur Nutzung und Lärmverbote) geplant hatten, um den uns vermittelten Sorgen

entgegenzuwirken. Daraufhin reagierte die Person abermals sehr skeptisch und beteuerte, dass unsere Maßnahmen naiv seien und sie uns nicht glaube, dass das Parklet bewilligt worden sei. „Ich bezweifle sehr, ob dieses Projekt tatsächlich behördlich genehmigt wurde, Sie können mich aber gerne überzeugen, wenn Sie mir eine Kopie der behördlichen Genehmigung mailen. Es wird sich sowieso noch herausstellen, ob Ihre geniale Idee wirklich Erfolg hat.“ (Ebd.) Wir waren somit direkt zu Beginn des Aufstellzeitraums, noch bevor die veranda16 aufgebaut war, mit Gegenwind konfrontiert, der zusätzlich ein ganz spezielles, negatives Bild der Nachbar*innenschaft zeichnete. Nicht nur erlebten wir diese E-Mails als irritierend und demotivierend, noch dazu wurde uns kommuniziert, dass die Nachbar*innenschaft weder Interessen am Projekt hatte noch davon ausging, dass die Nachbar*innen einen positiven Umgang mit dem Parklet pflegen würden. Die Nachbar*innenschaft wurde von diesen Personen als asozial, ungepflegt und gemeinschaftsfremd beschrieben.

4.1.1 Passive Nachbar*innenschaft

Die Nachbar*innenschaft bestand zu dem Zeitpunkt (kurz vor der Errichtung der veranda16) für mich daher aus einer großen Unbekannten. Gab es Personen, die das Parklet nutzen und wertschätzen würden? Die einzigen Rückmeldungen, die wir vorab bekamen, machten deutlich, dass die veranda16 unerwünscht war oder die Lage und Art der Flächenumnutzung an dieser Stelle ungünstig sei. Die erste Unterstützungsbekundung des Nachbarn im Frühjahr stellte sich zwar als angenehm, aber nicht als fruchtbar dar. Ich traf Alex (den jungen Vater) kurz nachdem ich die Ankündigung aufgehängt hatte im Stiegenhaus. Er war im Gespräch mit Frau Gufo, die rätselte, was es mit dem angekündigten Projekt auf sich hatte und wer es initiiert hätte. Sie wirkte aufgebracht und Alex hatte nichts zu entgegnen. Auch mich sprach Frau Gufo mit empörter Stimme auf den Aushang an. Als ich ihr sagte, dass es mein Projekt sei und welchen Hintergrund es hatte, war sie schnell beruhigt und interessiert. Alex verabschiedete sich, ohne nochmal Interesse daran zu zeigen oder seine Unterstützungsbekundung zu wiederholen. Anhand der Reaktion von Frau Gufo wird deutlich, dass so manche Veränderung der Wahrnehmung von vermeintlich unerwünschten Aktionen sich durch den persönlichen Bezug zu den Initiatorinnen ändern kann.

Am Aufbautag selbst, zu dem wir explizit eingeladen bzw. die Nachbar*innenschaft um Hilfe gebeten hatten, waren nur wir Initiator*innen und drei Freunde von uns vor Ort.

Auch an diesem Tag erschlossen sich uns daher nur vereinzelt kurze Kontakte mit den Nachbar*innen. Wir sprachen einige vorbeigehende Menschen an und bekamen so ein paar Rückmeldungen. Das größte Interesse galt dem Zeitraum, in welchem die veranda16 aufgestellt sein würde und der Sorge um die entsprechend fehlenden Parkplätze. Einige wenige derjenigen, die ich ansprach, drückten ihre Freude über den neugewonnenen Aufenthaltsraum in der Straße und die Aussicht auf Pflanzen und Grün vor der Haustüre aus. Das erste Anzeichen einer Nutzung der veranda16 war, dass der offene Bücherschrank (Abb. 10) verwendet wurde, der Teil unseres Parklet-Mobiliars war. Wir hatten bereits am Nachmittag der Aufstellung erste Bücher hineingegeben und ohne, dass es zu dem Zeitpunkt eine Beschriftung gab, fehlten tags darauf einige der Bücher, während neue hinzugekommen waren.



Abbildung 10: Bücherschrank der veranda16, 2021, eigenes Foto

Auch zum Pflanztag, der direkt auf den Aufstelltag folgte, hatten wir über die Aushänge eingeladen, wieder kamen keine Nachbar*innen. Hilfe bekamen wir erneut von explizit nach Hilfe gefragten Freund*innen. Die hier beschriebene Nachbar*innenschaft lässt sich als passiv und kontaktarm kategorisieren. Im Laufe des Vormittags kamen immer wieder

Nachbar*innen aus den Häusern vorbei. Einige sprachen uns an und zeigten Freude über das Grün vor der Haustüre, andere äußerten erneut Sorge wegen des fehlenden Parkplatzes, wieder andere sprach ich pro-aktiv an und erklärte ihnen, was im Entstehen war. So ergab sich zwar ein direkter Austausch mit der Nachbar*innenschaft, dennoch blieb der Eindruck einer *passiven Nachbar*innenschaft* zurück. Wenn niemand von uns Initiatorinnen vor Ort war, wurde die veranda16 zwar genutzt (Abb. 11), doch wenn Nachbar*innen angesprochen wurden und so eine Interaktion eingefordert wurde, antworteten sie lediglich kurz angebunden. Einer meiner Interviewpartner, Victor, interpretiert diese Passivität als Berührungsängste, die er auf das Milieu der jeweiligen Personen zurückführt.

„Aber wenn man aus dem Zivilbereich kommt, also als normaler Bürger, ist es ein Privilegierungsding. Ja ganz sicher, also natürlich auch ein kultureller Background. Also [...] ich habe ja selber einen Migrationshintergrund, aber ich bin in Österreich aufgewachsen, aber ich kenne so die kulturellen Hemmungen, ja und selbst du und ich, die meiner Meinung nach, oder ich sage jetzt mal du auch, offen bist und ich auch offen bin. Es gibt immer Berührungsängste!“
(Anhang 8.5.4)

Die Nachbar*innenschaft in der Hyrtlasse ließ sich zu diesem Zeitpunkt der Forschung (vor bzw. zu Beginn des Aufstellungszeitraums der veranda16) eher schwer greifen. Obwohl ich selbst bereits drei Jahre im Haus lebte, kannte ich die wenigsten meiner Nachbar*innen und erlebte diejenigen, die ich häufiger traf, als reserviert und distanziert. Neben einem Gefühl der Hilflosigkeit über die ausbleibenden Kontakte zu bis dato unbekannten Nachbar*innen schienen mehr Fragen im Raum zu stehen als zu Beginn der Forschung und vor dem Aufstellen des Parklets. Wieso traf das Parklet, ein Projekt mit dem Ziel, die Aufenthaltsqualität in der unmittelbaren Wohnumgebung der Nachbar*innen zu steigern, auf so (auch heftig formulierten) Gegenwind? Wieso fruchteten das aktive Ansprechen und die Kontaktaufnahmen nicht? Wer nutzte die veranda16 und warum nur unbeobachtet? Der Beginn des Projektes war somit bestimmt von einer (gefühlten) Distanz zum Forschungsfeld – und das, obwohl der Ort der Forschung direkt vor meiner Haustür war. Selbst der Aufbau und die Bepflanzung der veranda16, also die sichtbare Veränderung des gebauten Raums, brachten keine merkliche Veränderung in der Qualität der sich uns ermöglichenden Kommunikation mit Nachbar*innen mit sich. Meine anfängliche Annahme, dass durch die Verbindung des Projektes mit mir als Nachbarin eine Aufgeschlossenheit anderer Nachbar*innen gegenüber dem Parklet entstünde (wie es auch bei Frau Gufo der Fall gewesen war), wurde nicht bestätigt. Die Gespräche mit Nachbar*innen über das Parklet reichten von

Kritik über Gleichgültigkeit bis hin zu Lob, blieben aber kurz angebunden und reserviert und resultierten nicht in der von mir erhofften Offenheit und Gesprächen.



Abbildung 11: Nachbar*innen (unter sich) auf der veranda16, 2021,
eigenes Foto

Die oben angesprochenen Fragen, die zu Beginn meiner Forschung aufkamen, behandelte ich auch in den Interviews mit den vier Nachbar*innen aus unterschiedlichen Häusern, die ich im Laufe der Forschung für Interviews gewinnen konnte. In den

Gesprächen beschrieben die Interviewten ihr jeweiliges Verständnis von Nachbar*innenschaft. Dabei gingen sie auch darauf ein, wie sie den Status Quo wahrnehmen, welche Wünsche sie haben und ob bzw. was sich durch die veranda16 verändert hatte. In folgendem Kapitel möchte ich aufzeigen, was es für die vier interviewten Personen bedeutet, Nachbar*innen zu sein und wodurch sich dieses Verhältnis im Alltag zeigt/ausdrückt. Alle vier Personen beschreiben die Alltagspraktiken als Nachbar*innen ähnlich. Man grüßt sich im Stiegenhaus und hat einzelne Personen, mit denen man einen engeren Kontakt pflegt, der aus kleineren, alltagsrelevanten Hilfsangeboten besteht (Pakete annehmen, etwas ausborgen, ein wenig plaudern).

4.1.2 Übernommene Nachbar*innenschaft

Julia erzählt mir, dass sie ihre Nachbar*innenschaft von ihrer Großmutter übernommen hat, als die ins Pflegeheim umgezogen ist. Ihre Großmutter lebte ihr ganzes Leben in der Gemeindebauwohnung im Haus gegenüber der veranda16 und somit kannte auch Julia das Haus bereits vor ihrem Einzug. Die Nachbar*innen kennen sie mit Namen und sprechen sie als „Enkerl von“ an (vgl. Anhang 8.5.3). Für Julia ist es allerdings auch vier Jahre nach ihrem Einzug noch schwierig, die Nachbar*innen zu unterscheiden. Die meisten haben sich ihr nicht mit Namen vorgestellt, sondern sind davon ausgegangen, dass sie ihr bekannt sind, aufgrund des Näheverhältnisses zur Vormieterin (der Großmutter). Julia erzählt, dass sie mittlerweile eine, wie sie sagt, „eigene“ Nachbarin hat (ebd.). Mit ihr hat sie Telefonnummern ausgetauscht und trifft sich ab und zu zum Plaudern. Sie kennt ihren Namen und fühlt sich ihr aufgrund ähnlicher Lebensvorstellungen nahe. Ansonsten räumt Julia ein, dass sie durch ihren Beruf sehr eingebunden ist und ihre Freizeit auch gerne allein und außerhalb der Stadt verbringt, wodurch ein Kennenlernen weiterer Nachbar*innen erschwert ist. Sie erzählt allerdings, dass es eine Gemeinschaft im Gemeindebau gebe, die sich vor allem aus Familien zusammensetze, die den Innenhof als Aufenthaltsraum nutzten und schätzten.

Marvin erlebt seine Nachbar*innenschaft als distanziert und höflich. Er schätzt diesen Zustand, da ihm ein engerer Kontakt zu seinen Nachbar*innen nicht wichtig ist und er lieber wenig Persönliches von ihnen wissen möchte. Er legt Wert auf „einen höflichen Umgang, also man grüßt sich am Gang, wünscht sich ein schönes Wochenende, einen schönen Abend oder dergleichen, aber es ist jetzt nicht so, dass man mit allen Leuten im Haus befreundet ist, sondern man lebt so nebeneinanderher und versucht, dass man sich gegenseitig nicht stört und respektiert.“ (Vgl. Anhang 8.5.5) Frau Gufo unterstützt er im

Alltag regelmäßig und sagt aus diesem Grund als Reaktion auf meine Frage, was Nachbar*innenschaft für ihn bedeute: „Nachbarschaft ist Arbeit, also diese Gemeinschaft zu leben ist Arbeit.“ (Ebd.) Sowohl Marvin als auch Julia beschreiben eine Form der *übernommenen Nachbar*innenschaft*, was an Beschreibungen von vorindustrieller und ländlicher Nachbar*innenschaft erinnert (vgl. Kapitel 2.1). Beide haben ihre Wohnungen und damit die Verhältnisse zu den Nachbar*innen von Familienmitgliedern übernommen.

4.1.3 Eigene Nachbar*innenschaft

Victor lebt in der Koppstraße in direkter Nähe zur Hyrtlgasse und bewohnt seine Wohnung allein. Er sieht sich als kontaktfreudige, offene Person und hat sich (auch aufgrund seines Hundes) bereits ein soziales Netzwerk in der Nachbar*innenschaft aufgebaut. Er beschränkt das Konzept nicht in erster Linie auf sein Haus, sondern beschreibt Nachbar*innenschaft auf meine Nachfrage als „Austausch und Zusammenhalt.“ (Anhang 8.5.4) Es stellt sich in unserem Gespräch dann allerdings schnell heraus, dass dies eher eine Idealvorstellung ist, die nicht der aktuellen Realität und auch nicht seinem gegenwärtigen Wunsch entspricht. Wie bereits erläutert entspricht diese Vorstellung einem Idealbild von Nachbar*innenschaft, welches von vielen Seiten beschrieben und gefördert wird (vgl. Kapitel 2).

„Na, so einen richtigen Zusammenhalt gibt es nicht und die Parteien sind auch extrem unterschiedlich jetzt so vom kulturellen Rahmen, aber auch von der sozialen Schicht sehr unterschiedlich und wir hatten schon so ein paar, sag ich jetzt mal, Probleme im Haus, die schon seit längerem bestehen, also ja sind halt immer wieder wechselnde Mieter.“ (Ebd.)

In seinem Haus in der Koppstraße leben hauptsächlich Mieter*innen, die wenig Wert auf ein gepflegtes Stiegenhaus legen und regelmäßig in Kontakt mit der Polizei geraten. Es wird viel übereinander, statt miteinander geredet, was Victor als anstrengend beschreibt. „Ich hätte gerne ein bisschen mehr Privatsphäre. [...], Tratschen] ist unangenehm und energieraubend.“ (Ebd.) Während er die Nachbar*innen in seinem Haus somit als unzugänglich erlebt, gibt es auf der Hasnerstraße viele Personen, mit denen er in engerem Austausch steht.

„Mir ist es gerade [...] fast ein bisschen zu dörflich, weil die Hasnerstraße zum Beispiel, da kenne ich ja fast jeden Hundebesitzer und somit auch deren Lebensgeschichten und das ist

schon so ein Grätzl für sich. Das [ist] schon so fast ein Mikrokosmos für sich, die Hasnerstraße, da kennt jeder jeden. Auf der Koppstraße zum Beispiel, weil es halt eine Durchfahrtsstraße ist, ist es weniger so.“ (Ebd.)

Victors Vorstellungen und Erleben von Nachbar*innenschaft bewegt sich anscheinend zwischen diesen Polen. Einerseits wünscht er sich Austausch und Zusammenhalt, sieht dies als die zentrale Bedeutung von Nachbar*innenschaft an. Andererseits empfindet er den bestehenden Kontakt zu Personen in seinem Wohnumfeld als zu eng, wünscht sich mehr Privatsphäre und ein weniger „dörfliches“ Umfeld. Er bezieht sich auf eine traditionelle Vorstellung, in der Nachbar*innenschaft insbesondere auf engem Austausch untereinander und sozialer Kontrolle fußt. Victor hat im Vergleich zu Julia und Marvin seine Nachbar*innenschaft nicht übernommen, sondern seine *eigene Nachbar*innenschaft* initiiert.

Auch meine Nachbarin Frau Gufo, die seit Fertigstellung des Hauses im Jahr 1986 vor Ort wohnt, hat sich über die Jahrzehnte ihre *eigene Nachbar*innenschaft* aufgebaut. „Nachbarschaft ist für mich erst einmal ein vernünftiger Kontakt, ein vernünftiges Miteinander und a gewisse Toleranz, a Hilfsbereitschaft.“ (Anhang 8.5.6) Sie kann mir auch aus der Anfangszeit des Zusammenlebens in der Hyrtlgasse vor mehr als 30 Jahren erzählen. Damals war die Infrastruktur im nahen Umkreis noch um einiges differenzierter. Es gab viele kleine Geschäfte mit diversem Angebot, was die Nachbar*innenschaft aus ihrer Perspektive gestärkt hat.

„Also im Prinzip war sehr positiv, dass damals im Umfeld alles gegeben hat, was man sich nur vorstellen kann. [...] Und des hat natürlich, also, wenn man dann am Abend nach Haus kommen ist und schnell was braucht hat, ja, dann war alles da. Autobus aussteigen: Milchfrau, die nächste Gasse zurückgehen: Eck, der kleine Greißler und der Bioladen. [...] Man hat sich ja in diesen kleinen Geschäften öfters getroffen und da hat man a bissl geplaudert und des is jetzt natürlich, ja, beschränkt sich der soziale Kontakt [...] jetzt eher auf den Aufzug oder sonst auf die Waschküche.“ (Ebd.)

Sie ist allerdings bis heute eine Ansprechpartnerin für viele unterschiedliche Personen im Haus und kümmert sich um einige der älteren Eigentümer*innen. Auch wenn im Haus Mängel festgestellt werden, ist sie diejenige, die den Kontakt mit der Hausverwaltung aufnimmt und sich um Reparaturen kümmert. „Außerdem ich hab‘ von fünf Wohnungen die Schlüssel, möchte ich nur betonen, ja.“ (Ebd.) Trotzdem sieht auch sie, dass die

unterschiedlichen Parteien im Haus immer weniger Kontakt miteinander haben und räumt ein, dass es mit einigen mitunter schwer ist, überhaupt ins Gespräch zu kommen. Frau Gufo hat allerdings für all diejenigen im Haus, die sie häufiger sieht oder mit denen ein engerer Austausch besteht, sehr spezielle (Anm.: teils problematische) Spitznamen. So gibt es beispielsweise ihre „liebste Nervensäge“, „die Burgenländerin“, „die Chinesen“ (sic.), „die Jugoslawin“ (sic.), „die Katzenfrau“ usw. „Aber im Großen und Ganzen, [...] i red ja mit vielen Leuten und i kenn auch zwa, drei von der oberen Stiege ganz gut und die haben mir eigentlich auch durchblicken lassen, dass es bei uns a weit besseres Verhältnis untereinander ist. Und auch aus einem anderen Grund, weil ja noch sehr viele Haupt-Alt-Mieter da sind. Was auf der anderen Stiege ja nicht der Fall ist.“ (Ebd.)

4.2 Nachbar*innen werden – während der veranda16

Im Laufe der Monate mit der veranda16 konnte ich Veränderungen in der Dynamik im Haus und auf dem Parklet erkennen. Es entstanden immer häufiger Zufallsbegegnungen, in denen die Kontaktaufnahme vom Grüßen über das Halten eines Plauschs bis hin zu gegenseitigen Hilfsangeboten reichte. Diese Begegnungen (im Hausflur) konnte ich in den Jahren und Monaten vor der Aufstellung des Parklets weder beobachten noch selbst erfahren. Neuerdings wurde die Pinnwand im Hausflur – die vormals nur zur Information seitens der Hausverwaltung bzw. von mir als Ankündigungstool in Bezug auf Aktivitäten auf der veranda16 genutzt wurde – zur Kommunikation der Bewohner*innen untereinander verwendet. Beispielsweise hing im September eine Dankeskarte mit den Worten: „Vielen Dank für den blauen Schlüssel – Sie sind ein Engel!“ an der Pinnwand.

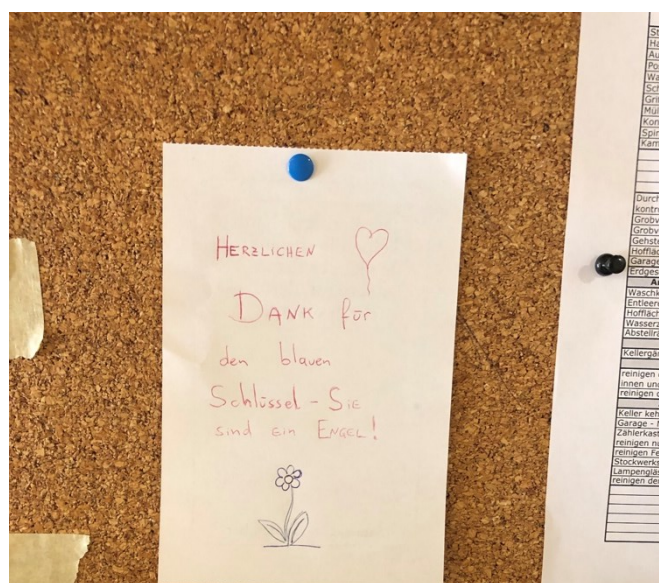


Abbildung 12: Dankeskarte an der Pinnwand, 2021, eigenes Foto

Das Parklet hat für mich und andere Nachbar*innen außerdem die Möglichkeit geboten sich länger in unmittelbarer Nähe zum Wohnort aufzuhalten, wodurch zufällige Begegnungen in höherer Frequenz stattfanden. Anstatt sich nur im Hausflur oder der Waschküche zu begegnen, gab es nun einen Ort mit Aufenthaltsqualität, der zum Verweilen einlud und die gemeinsame nachbar*innenschaftlich nutzbare Fläche ausdehnte.

Der Postbote verteilte mehrmals die Briefe direkt an die Personen, die sich auf dem Parklet aufhielten, anstatt sie in die jeweiligen Briefkästen einzuwerfen (vgl. Anhang 8.5.4). Es entstanden kurze Interaktionen zwischen den Anwesenden, die sich dadurch mit dem Postboten und untereinander austauschten. Es stellte sich eine Alltäglichkeit ein, die durch den informellen Kontakt zum Postboten ausgelöst wurde. Auch die Nachbar*innen, die aus dem Hauseingang kamen, haben vereinzelt mich und auch andere Personen, die sich auf der veranda¹⁶ aufhielten, begrüßt und zum Teil ein paar Worte über das Wetter oder die Pflanzen gewechselt (vgl. Ebd.). Durch diese immer wieder entstehenden Begegnungen im Alltag stellte sich eine Selbstverständlichkeit im Umgang miteinander ein, die eine Veränderung des nachbar*innenschaftlichen Gefüges mit sich brachte. Ich sehe hier Anknüpfungspunkte an die im bereits erläuterten Konzept der *multiplicity of encounters* beschriebene *Nachbarschaftlichkeit*, die auf Begegnungen im nahen Wohnumfeld beruht (vgl. Kapitel 2.1.4).

Während die veranda¹⁶ aufgestellt war, kam es mehrmals zu Situationen, in denen Personen sehr schnell das Parklet verließen, sobald ich aus dem Hauseingang dazustieß. Ich habe einige daraufhin angesprochen, um ihnen zu verdeutlichen, dass sie gerne sitzen bleiben und die veranda¹⁶ nutzen können. Zum Teil konnten wir uns weder auf Deutsch noch auf Englisch verständigen. Diese Personen mit einer anderen Erstsprache als Deutsch haben die veranda¹⁶ zwar genutzt, waren aber offenbar insbesondere dann verunsichert darüber, ob das Parklet zur Nutzung für alle Menschen im Grätzel vorgesehen war, wenn eine direkte Anwohnerin ins Bild kam. Obwohl wir diese Situation bereits antizipierten und vom ersten Tag an Willkommensschilder auf Türkisch, Englisch, Deutsch und Bosnisch/Kroatisch/Serbisch am Parklet anbrachten, schien die Lage für diese Personen dennoch nicht eindeutig zu sein – oder es gab für sie andere Gründe, das Parklet nur allein, unter sich zu nutzen und sich auf dem Parklet nicht in Anwesenheit anderer Nutzer*innen aufzuhalten. Dieser intuitive Wechsel von An- und Abwesenheit auf dem Parklet zwischen spezifisch unterschiedlichen Personen(gruppen) ist mit Blick auf die Produktion von Nachbar*innenschaft ein brisanter

Moment. Die von mir beschriebenen Situationen waren so flüchtig, dass sie es mir, gepaart mit den sprachlichen Barrieren, unmöglich machten, mit dieser Zielgruppe darüber zu sprechen.

4.2.1 Solitäre Nachbar*innenschaft

Eine Selbstverständlichkeit im Umgang mit der veranda16 und den Nachbar*innen vor Ort, wie sie sich in kleinen alltäglichen Begegnungen einstellte, ließ sich allerdings nicht auf die Veranstaltungen auf dem Parklet übertragen. Obwohl jede der Veranstaltungen, die ich in den vier Monaten organisiert habe (Aufbau, Pflanztag, PARKing Day mit Pflanzen ersetzen und Kleidertausch, Abschiedsfest, Abbau) durch Briefe angekündigt wurde, fanden diese keine deutliche Nachfrage bei den Nachbar*innen (vgl. Anhang 8.6, Abb. 13).



Abbildung 13: Einladung und Nutzungsbeschreibung der veranda16, 2021, eigenes Foto

Lediglich zum Abschiedsfest und am Tag des Abbaus der veranda16 kamen Nachbar*innen. Zum Aufbau, Pflanztag und PARKing Day kam niemand und auch die Personen, die wir als Initiatorinnen am Tag selbst ansprachen, um sie zu motivieren sich zu uns zu gesellen, wollten nicht bleiben. Es stellte sich als äußerst schwer dar, Informationen über die Gründe für dieses Desinteresse oder dieses Nicht-Teilnehmen zu bekommen. Wir hatten zum Aufbau, Pflanztag, PARKing Day und Abschiedsfest auch Freund*innen eingeladen, so dass sich zumindest eine kleine Gruppe einfand.

Das Abschiedsfest war die größte Veranstaltung. Insgesamt saßen und standen auf Parklet und Gehweg circa 15-20 Personen. Großteils Freund*innen einer der Initiatorinnen, zudem auch zwei Nachbar*innen, die bei ihrem Weg zum Einkaufen zufällig auf das Fest aufmerksam wurden sowie der Ottakringer SPÖ-Bezirksrat Daniel Glaser, den ich eingeladen hatte. Es herrschte ausgelassene Stimmung, wir hatten für Getränke gesorgt und alle unterhielten sich miteinander. Einige der eingeladenen Freund*innen leben auch in Ottakring, kannten das Parklet vom Vorbeigehen oder -fahren, hatten es aber bis dahin nicht genutzt. Die Hyrtlasse war für sie bis zu diesem Event eine reine Durchfahrtsstraße gewesen. Dennoch beschrieben sie, dass die Straße durch die veranda16 an Attraktivität gewonnen habe. Einerseits hatten wir zwar kaum Gäste auf unseren Veranstaltungen und selbst mit Ankündigung und dem pro-aktiven Ansprechen vor Ort fanden unsere Aktionen keine Resonanz. Andererseits gab es Nutzer*innen, die außerhalb von den Veranstaltungen sehr regelmäßig das Parklet nutzten – wohlgemerkt, wenn eben kein offizielles Aktionsprogramm stattfand. Am Tag nach dem Abschiedsfest half uns einer dieser „Stammgäste“ auf dem Parklet – Victor. Er beschreibt seine Nutzung der veranda16: „Ich war alleine hier. Für mich. Also ich war eher alleine für mich hier, weil [...] ich bin mit niemandem hier ins Sprechen gekommen interessanterweise.“ (Anhang 8.5.4) Diese Form der *solitären Nachbar*innenschaft* verdeutlicht, wie weit Alltagsrealitäten, soziale Anforderungen und Raumnutzungen von Bewohner*innen innerhalb eines Umkreises weniger Kilometer voneinander abweichen können. Hatte ich auf der *Hasneroase* gut besuchte Veranstaltungen erlebt, die ähnlich wie Unsere über Aushänge kommuniziert wurden, fanden unsere Veranstaltungen keine Resonanz. Die Nachbar*innenschaft der Hyrtlasse war offensichtlich weniger an gemeinsamen Aktivitäten und eher an individueller Nutzung des Parklets interessiert.

Der Wert einer Nachbar*innenschaft auf räumlicher Ebene lässt sich an vielen unterschiedlichen Parametern festmachen. So beschreiben meine Interviewpartner*innen die gute öffentliche Anbindung, die Einkaufsmöglichkeiten und diversen Restaurants als

wertvoll für ihre Nachbar*innenschaft. Auch die Nähe zum Wienerwald und zur Schmelz wird hervorgehoben. Gleichzeitig bemängeln die Nachbar*innen, dass es zu laut und wenig grün sei. Eine Nachbarin erinnert sich an vergangene Zeiten, als es mehrere Greißlereien in unmittelbarer Nähe (Koppstraße) gab, in denen man die Nachbar*innen treffen konnte und so in regelmäßigem und engerem Austausch stand (vgl. Interviewauszug Fr. Gufo in Kap. 4.1.3).

4.2.2 Spionierende Nachbar*innenschaft

Die veranda16 hatte für Frau Gufo im Laufe des Aufstellungszeitraums unterschiedliche Bedeutungen. Ihr erster Kontakt mit mir bezüglich des Parklets entstand, wie bereits oben beschrieben, zufällig. Am Tag der Aufstellung und in den darauffolgenden Tagen sprach mich Frau Gufo immer wieder aktiv an, um ihre Beobachtungen, was auf der veranda16 passierte, mit mir zu teilen, Komplimente oder Anregungen auszusprechen, zu plaudern oder wie sie es nannte *zu spionieren*. Sie entpuppte sich als Forschungsassistentin, die durch ihre Pensionierung noch mehr Zeit vor Ort verbringen konnte als ich. Ihre Beobachtungen machte sie allerdings meist nicht, wenn sie sich selbst auf der veranda16 aufhielt, sondern auf dem Weg zum Einkaufen, Wäsche waschen, Postkasten leeren und bei anderen Gängen, die sie regelmäßig durchs Haus machte. Sie war eine zuverlässige Quelle für Beobachtungen und schrieb in einer WhatsApp Nachricht beispielsweise: „Gestern am Abend ich glaube so gegen 7 h sind vom Gemeindebau zwei Inderinnen und haben sich gesetzt und je eine Banane verspeist“ (Anhang 8.2.2).

Ein weiterer Nachbar schien eine ähnliche Beziehung zum Parklet zu haben, was deutlich wurde, als es nach der Neubepflanzung des Parklets im September 2021 zum Diebstahl einiger Pflanzen kam. Ich entdeckte im Laufe des Tages, dass zwei der großen sowie drei kleine Blumen in den Pflanzkästen fehlten. Um das für meine Feldnotizen zu dokumentieren, machte ich Fotos. Ein Nachbar von gegenüber, dessen Wohnung im Erdgeschoss liegt, sprach mich an und erzählte mir, dass er den Pflanzendiebstahl beobachtet hatte. Er hatte sogar Fotos gemacht und wollte sie mir schicken, damit ich den Diebstahl bei der Polizei zur Anzeige bringen könne. Er insistierte und beschrieb mir die zwei Personen, die sich an den Pflanzen bedient hatten (vgl. Anhang 8.2.2). Diese *spionierende Nachbar*innenschaft* wirkte auf mich wie aus einer vergangenen Zeit und zusätzlich wie Beschreibungen von Nachbar*innenschaften auf dem Land/im Dorf, in denen die soziale Kontrolle noch sehr viel stärker ausgeprägt ist (vgl. Kapitel 2.1). Mir

war diese Form der Nachbar*innenschaft bis dahin in Wien noch nicht begegnet, aber diese Art der sozialen Kontrolle tauchte im Zusammenhang mit dem Parklet situativ immer wieder auf.

4.2.3 Soziale Nachbar*innenschaft

Auch Moni, die Mutter meines Mitbewohners und gleichzeitig unsere Vermieterin, meldete sich gelegentlich mit Neuigkeiten aus dem Haus in Bezug auf die veranda16. Sie war es beispielsweise auch, die mich beruhigte, als ein Nachbar mir mit der Hausverwaltung drohte. Ich hatte an einem der ersten Tage der veranda16 beim Blumengießen eine Auseinandersetzung mit einem Nachbarn, der Eigentümer und Vermieter einer Wohnung in meinem Wohnhaus ist. Er sprach mich an, während ich die Pflanzen goss und wollte erfahren, woher ich das Wasser dafür nahm, wer das Parklet bewilligt und finanziert hatte und war dem Projekt gegenüber eher ablehnend eingestellt. Ich stellte mich vor und erklärte, dass ich das Wasser natürlich aus meiner Wohnung bezog. Außerdem erklärte ich, dass das Magistrat die veranda16 bewilligt und das Aktionsprogramm Grätzloase es finanziell unterstützt hatte. Er war der Meinung, dass es eine Verschwendung der Steuergelder sei, ich das Wasser vom Magistrat beziehen solle und machte abermals deutlich, dass er das Projekt überflüssig und mich übergriffig empfinde, da ich mich mit der Aufstellung des Parklets angeblich über den Wunsch aller Eigentümer*innen hinweggesetzt hätte. Daraufhin machte ich deutlich, dass ich von einigen Eigentümer*innen wisse, die das Projekt sehr wohl unterstützten und froh darüber waren. Außerdem verdeutlichte ich, dass ich nicht weiter mit ihm diskutieren wolle, da er verletzend und herablassend mit mir sprach. Ich ging ins Haus, während er mir hinterherrief, dass bereits Beschwerde gegen mich und das Parklet bei der Hausverwaltung hinterlegt worden war (angeblich mit Unterstützung aller Eigentümer*innen).

Als ich meiner Vermieterin davon berichtete, beruhigte sie mich. Sie war sich sicher, dass daraus keine Konsequenzen folgen würden. In der darauffolgenden Woche bestätigte sie mir, dass keine Beschwerde bei der Hausverwaltung eingegangen sei und sie im Austausch mit anderen Nachbar*innen und Eigentümer*innen war, die sich über die Initiative freuten und auch durch die Beschreibung der Begegnung eine Vermutung hatten, wer der Beschwerdeführer sein könnte. Laut Information der meiner Vermieterin bekannten anderen Eigentümer*innen gäbe es einen Eigentümer, der grundsätzlich gegen Veränderung sei und immer etwas zu bemängeln hätte, auf dessen Meinung ich

allerdings laut ihnen nichts geben solle. Obwohl ich Moni nicht darum gebeten hatte, nachzufragen, ob es andere Befürworter*innen des Parklets gab, nahm sie es in die Hand, sich und mich darüber zu informieren. Sie ließ sich regelmäßig von Frau Gufo über die Geschehnisse im Haus und auf der veranda16 auf dem Laufenden halten. Häufig wusste und weiß sie besser über Neuigkeiten aus der Nachbar*innenschaft Bescheid als ich. In diesem Zusammenhang wurde mir deutlich, dass es sehr wohl eine *soziale Nachbar*innenschaft* in der Hyrtlgasse gibt, die sich aus einigen der ursprünglichen Eigentümer*innen zusammensetzt. Auch Frau Gufo bestätigte mir im Interview, dass sie mit einigen der alten Eigentümer*innen im Austausch stand. „Also der Kontakt ist jetzt mit den alten Mietern natürlich noch total vorhanden. Mit den neuen Mietern ist er kaum zustande zu bringen. Ausnahme: freundlicher Gruß, aber that's it!“ (Anhang 8.5.6)

Anhand der bisher beschriebenen Situationen wird deutlich, dass im Falle der Nachbar*innenschaft in der Hyrtlgasse die Mehrheit der Gemeinschaft vor Ort aus losen Begegnungen im Hausflur und gegenseitigem Grüßen besteht.

„Das ist halt der Mensch und der Faktor Mensch ist halt auch divers und unergründlich und es gibt halt auch die verschiedensten Charaktere und die verschiedensten Typen, ja, und ich hab da drinnen Leute kommen und gehen sehen in dem Haus und viele waren sympathisch und einige waren überhaupt nicht sympathisch, ja, aber das hast du halt in Wien dann ganz speziell, weil alles halt so zusammengewürfelt ist.“ (Anhang 8.5.4)

In meiner Forschung konnte ich feststellen, dass es sich bei der Nachbar*innenschaft in der Hyrtlgasse nicht um eine Gemeinschaft handelt, die sich durch gemeinsame Aktionen oder Veranstaltungen auf der veranda16 bzw. andere gemeinsam verbrachte Zeit zusammenfand, sondern aufgrund des geteilten Wohnortes und dem zwangsläufigen Aufeinandertreffen in den gemeinsamen Räumlichkeiten oder vor der Tür besteht. Nachbar*innenschaft nahm in der Hyrtlgasse und auf der veranda16 unterschiedliche Formen an, die nebeneinander existierten und ge- und erlebt wurden und werden: passive Nachbar*innenschaft, übernommene Nachbar*innenschaft, eigene Nachbar*innenschaft, spionierende Nachbar*innenschaft, solitäre Nachbar*innenschaft und soziale Nachbar*innenschaft.

4.3 Partizipation in der Nachbar*innenschaft – über die veranda16

Fr. Gufo: Also ich hab's eigentlich nett und gut gefunden. Nur der Erfolg hat mich eigentlich eines anderen belehrt, weil es war ja kaum irgendwie genützt. Oder sehr mager genützt, ja. Woran das gelegen hat, äh, weiß ich nicht, mag vielleicht, vielleicht an Zusammenhang gegeben haben mit der Baustelle. Könnt ich mir vorstellen, wenn das nicht gewesen wäre, dass da die Leute, wobei auf der anderen Seiten a paar Leute vor allem von der anderen Stiege gemaunzt haben oder gemeckert haben. "Was soll denn das?! Brauch ma nicht!" Ja.

Maj: Und hatten Sie Erwartungen daran, was das Ding macht, wenn es dasteht? Weil Sie jetzt gerade auch gesagt haben, der Erfolg hat auf sich warten lassen. Also was war?

Fr. Gufo: Naja, i hab mir eben gedacht, dass eben öfter mal wer unten sitzt und man sich dann dazusetzen kann. Aber i kann mi ja net zu mir selber dazusetzen. Ich kenn mich selbst gut genug.

*Maj: Ja, das heißt sie hatten auch so ein bisschen die Erwartung, dass das einfach entsteht und dass man sich dann vielleicht auch mit den Nachbar*innen austauschen kann?*

Fr. Gufo: Ja, a bissel anders kommuniziert. I mein i hab mei Freundinnen, hab i zwa verschiedene da g'habt, aber das, i mein i kann ja net allweil meine Freundinnen einladen, ja.

Maj: Ja, das verändert auch nichts an der Nachbarschaft, gell?

Fr. Gufo: Ja, das verändert auch nichts an der Nachbarschaft. Und abgesehen davon war es eben auch im Sommer, waren ja eben alle weg. [lacht]

Maj: Das stimmt!

Fr. Gufo: Und jetzt, wie sie da waren, war dann teilweise es Wetter net so, weil bei dem wahnsinnigen Wind, wer setzt sich da schon dahin und lasst sich die Haar aufwehen. (Anhang 8.5.6)

Ich schrieb der veranda16 aufgrund der Erwartungen, die durch das Aktionsprogramm Grätzloase geschürt wurden, das Potential zu, mein Verhältnis zu meiner Nachbar*innenschaft grundlegend zu verändern. Ich ging davon aus, dass der Ort für ein Zusammentreffen der unterschiedlichen Personen in meinem Wohnumfeld sorgen, dass Veranstaltungen die veranda16 beleben und dass insgesamt eine Gemeinschaft entstehen würde. *Grüne Parklets* als Teil partizipativer Stadtentwicklungsprojekte bieten laut der LA21 einen Ort für Veränderung und sollen Ausgangspunkt für die aktive

Beteiligung der Stadtbewohner*innen an ihrem Wohnort sein. „Anspruch des Aktionsprogramms Grätzloase ist somit auch: alle sollen mitmachen können!“ (Anhang 8.5.1) Die Stadt soll laut der LA21 lebendig und lebenswert sein und die Aktionen, die durch die Grätzloase finanziert werden, tragen laut Eva dazu bei.

Im Folgenden werde ich auf die Interviews eingehen, die ich mit zwei städtischen Akteur*innen geführt habe. Eva Braxenthaler war zum Zeitpunkt des Interviews Projektmitarbeiterin und ist mittlerweile Leiterin des Aktionsprogramms Grätzloase. Daniel Glaser habe ich in seiner Funktion als Bezirksrat und stellvertretendem Vorsitzenden der Bezirksentwicklungskommission in Ottakring kennengelernt und interviewt.

„Ich bin halt Mitglied im Bauausschuss und in der Stadtentwicklungs- und Mobilitätskommission und im Finanzausschuss. Und Themen der Bezirksentwicklungskommission sind halt hauptsächlich genau diese Themen: öffentlicher Raum, öffentlicher Verkehr, Parkplatzthematik, aber halt auch inzwischen so Beteiligungsprozesse. Ich mein, das sieht man mittlerweile ganz oft: Beteiligungsprozesse, die den Fokus auf Umgestaltung im öffentlichen Raum haben.“ (Anhang 8.5.2)

Mein zentrales Interesse in beiden Interviews war es, herauszufinden, wie städtische Stakeholder*innen partizipative Stadtentwicklungsprojekte einschätzen und was sie als deren Potential für Nachbar*innenschaften kennzeichnen würden. In diesem Kapitel möchte ich zusätzlich auch die Nachbar*innen in der Hyrtlgasse zu Wort kommen lassen und ihre Perspektive auf das Parklet und damit ein partizipatives Projekt verdeutlichen. An dieser Stelle möchte ich erneut anmerken, dass meine Interviewpartner*innen alle der akademischen Mittelschicht angehörig waren und in der Mehrzahl bereits Parklets kennengelernt und genutzt hatten. Mit Ausnahme von Frau Gufo, die Mitte 70 Jahre alt ist, waren meine Interviewpartner*innen alle zwischen 30 und 40 Jahre alt und mit Ausnahme von Victor alle Personen ohne Migrationserfahrung. So bilden meine Betrachtungen keine große Bandbreite an diversen Perspektiven ab. Dennoch ist es mir wichtig darzustellen, auf welche unterschiedlichen Arten sie die veranda16 und ihre Nutzung wahrgenommen haben. Ergänzend werde ich auch auf meine Feldnotizen Bezug nehmen, in denen ich unter anderem informelle Gespräche mit Nachbar*innen festgehalten habe, die sich nicht für ein Interview bereitgestellt haben, mit denen aber aufgrund der Nutzung des Parklets Gespräche entstanden sind.

Eva beschreibt das Anliegen der LA21 als „Nachbarschaftszusammenwachsen, dieses Empowerment von Bürgerinnen und Bürgern den öffentlichen Raum zu nutzen, zu gestalten und wahrzunehmen als Aufenthaltsort und nicht nur als Raum, durch den man sich von A nach B bewegt.“ (Anhang 8.5.1) Eines der Ziele der Projekte, die durch die Grätzloase unterstützt werden, ist es, dass „wieder mehr Austausch ist vor Ort und dass man auch Räume schafft, wo überhaupt dieser Austausch über Altersstruktur oder Einkommensstruktur hinweg noch möglich ist.“ (Ebd.) Ähnlich ist es auch auf den Websites der LA21 und Grätzloase formuliert (vgl. Verein LA21). Diese Aussagen tragen ein ganz bestimmtes Bild und spezifische Vorstellungen von Nachbar*innenschaften in sich. Sie werden zu sozialen Gefügen idealisiert, die von gegenseitiger Unterstützung, Austausch und dem Wunsch nach gemeinsamen Aktivitäten geprägt sind. Implizit wird hier das Idealbild einer Stadt gemalt, die aus kleinteilig strukturierten Gemeinschaften besteht, welche Integration, Diversität und Zusammenhalt gewährleisten. Es entsteht der Eindruck eines Versprechens von einer (fruchtbaren) Art von Nachbar*innenschaft, in der das Parklet als Instrument dient, eine Gemeinschaft herzustellen. Auch der Bezirksrat Daniel Glaser hat eine sehr bestimmte Vorstellung von Nachbar*innenschaft, die mit derjenigen kohärent ist, die die LA21 beschreibt. Er sieht Nachbar*innenschaft vor allem begrenzt auf das eigene Wohnhaus:

„Wo man sich kennt vom Sehen, wo man kurz ein bisschen plaudert, wo man so kleine Hilfsdienste sich sozusagen zu fragen traut oder anbieten will und dann glaube ich gibt's halt das nächstgrößere, wo man halt vielleicht die Leute noch grüßt, aber des ist glaube ich etwas, das ist dann nicht mehr räumlich abgegrenzt, sondern das ist halt dann, weil man halt den kennt, weil er der Trafikant ist, wo man immer hingeht, und die kennt man, weil des die Kellnerin ist, von dem Beisl, wo man manchmal ist.“ (Anhang 8.5.2)

Gleichzeitig bezieht er sich damit auch auf ein anderes soziales Gefüge – das Netzwerk. Wie bereits beschrieben, stehen Nachbar*innenschaft und Netzwerk in Zusammenhang. Es scheint als würden diese Formen sozialen Zusammenlebens einander ergänzend überlagern.

4.3.1 Diverse Nachbar*innenschaft

Vorstellungen von Nachbar*innenschaft als durchwegs positiv aufgeladene soziale Einheit werden vorwiegend von einem bestimmten Milieu (linkspolitisch orientiert, akademisch, jung, mit genügend Ressourcen ausgestattet: Zeit, Geld, Kontakte,

Ausdrucksfähigkeit auf Deutsch) für unabdingbar erklärt und auch von ihrem Wohnumfeld gefordert (vgl. Dlabaja: 43). Auch ich bin Teil dieses Milieus und hatte den Wunsch, eine Gemeinschaft für mich zu erschaffen. Diesen Umstand, der dafür sorgt, dass sich von Bürger*innen initiierte Partizipationsprojekte dort ballen, wo es das oben beschriebene Milieu gibt, beschreibt auch Daniel: „Was man natürlich schon auch sieht, es gibt schon die Grätzloase dort, wo es auch diese engagierten Leute gibt. Also in den Gegenden, wo Gemeindebauten sind, gibt es das gar nicht. Weil die Gemeindebaubewohner und -bewohnerinnen sind offensichtlich doch ein anderes Milieu, die anderen Bildungshintergrund haben.“ (Anhang 8.5.2) Es bleibt für mich offen, ob seine Beobachtung tatsächlich zutrifft. Von „knapp so um die siebzig Parklets“ (Anhang 8.5.1), die im Jahr 2021 von der Grätzloase unterstützt wurden, gab es in Ottakring sieben Stück. Zum Vergleich: In Neubau, einem Bezirk mit einem Fünftel der Fläche und einem Drittel der Einwohner*innen von Ottakring, in dem viele Studierende, Kunst- und Kreativschaffende sowie junge Wirtschaftstreibende leben¹⁴, gab es drei von der Grätzloase unterstützte Parklets (und mindestens drei weitere, die nicht von der Grätzloase unterstützt wurden). „Stadtmöbel sind meist nicht nur mit einer praktischen Funktion verknüpft, sondern auch mit einem Image, das sie erzeugen.“ (Dlabaja: 49) Das grüne, aktivierende und stadtentwicklerische Image, welches Parklets allein durch ihr Aussehen und das Umnutzen der Parkplätze mit sich bringen, passt offensichtlich besser in einen vermeintlich *hippen* Bezirk. Das deutet daraufhin, dass Daniels Annahme zutrifft. Gleichzeitig lässt er außer Acht, dass die Bewohner*innen von Gemeindebauten oftmals gar nicht den Zugang zu Aktionsprogrammen wie der Grätzloase haben, was nicht unbedingt an mangelnder Bildung liegt, sondern auch an Bürokratie und Vermittlungslücken. Wenn Beteiligungsprojekte über Diversität hinweg Brücken schlagen und tatsächlich *alle* Bewohnenden eines Grätzels einbeziehen sollen, müsste pro-aktiv speziell auf diejenigen zugegangen werden, die häufig übersehen werden. Workshops und niedrigschwellige Informationsveranstaltungen vor Ort (in unterschiedlichen Sprachen) wären eine Möglichkeit, um diesem Missstand in der Stadtentwicklung entgegenzuwirken.

„Ist eh immer nett, wenn man dann auch die sieht, die im Bezirk dann auch noch aktiv sind. Weil es ist ja immer ein Schlag Mensch sag ich mal, die da aktiv sind, die sich ganz gut verstehen. [...] Voll, wir wissen auch nicht, wie wir das machen können, dass es da diverser ist, ne?! Also wenn Bürger*innengruppen, das sind dann halt doch oft auch die privilegierte Schicht muss man einfach sagen. [...] Ich glaube das Thema ist schon auch ein Luxusthema, wenn

¹⁴ Mehr als die Hälfte der Bewohner*innen des siebten Bezirks sind laut Statistik Austria Akademiker*innen. (MA 23 2022/3)

man die Zeit und das Geld hat und vielleicht auch noch so den Background von Ausbildung oder so, sich irgendwie mit diesem Thema zu befassen.“ (Anhang 8.5.1)

Die veranda16 wurde nach meinen Beobachtungen wie bereits beschrieben eher wenig und vor allem von Einzelpersonen oder kleineren Gruppen genutzt, nicht aber von unterschiedlichen, sich unbekannten Personen, was auch meine Interviewpartner*innen bestätigten. Obwohl die räumlichen Gegebenheiten eine gleichzeitige Nutzung unterschiedlicher Personen (-gruppen) ermöglicht hätte. Einerseits liegt die Annahme nahe, dass aufgrund der beschriebenen unterschiedlichen Milieus, die in der Hyrtlasse aufeinandertreffen (vereinfacht zusammengefasst als: ältere österreichische Pensionist*innen, teils migrantische Bewohner*innen des Gemeindebaus, junge linkspolitische Personen), die Gestaltung milieuübergreifender, attraktiver Aktivitäten erschwert war (vgl. Anhang 8.2.1). Andererseits blieb für mich bis zum Ende die Frage offen, warum keine gemeinschaftlichen Aktionen und Verbundenheit entstanden. Mein Nachbar Victor sieht die Schwierigkeiten im Zusammenleben in Ottakring in der Diversität der hier lebenden Menschen begründet.

„Grundsätzlich ein interessanter Bezirk, weil er halt einfach so viel Dynamik bringt durchs Multikulturelle, aber auch ein schwieriger Bezirk, weil viele Kulturen aufeinanderprallen und auch viele Missverständnisse in der Kommunikation entstehen. Teilweise auch meiner Meinung nach ein gewisses Kriminalitätspotenzial da is, ja? Es heißt ja nicht umsonst Ottacrime. [lacht] Aber das darf man auch nicht so schwarzsehen, also das hat ja auch extrem viele Vorteile, wenn so viele Menschen aus anderen Kulturen da sind.“ (Anhang 8.5.4)

Schließlich gab es auch Befürworter*innen und Nutzer*innen der veranda16, die aber unter sich blieben und die sich nicht an gemeinsamen Aktionen beteiligten, wie u.a. die Nachrichten, die meine Vermieterin von ihr bekannten Eigentümer*innen bekam, zeigten.

4.3.2 Parkende Nachbar*innenschaft

Die Konflikte, die ich aufgrund der umgenutzten Parkplätze erlebt habe, kennen Eva und Daniel auch aus ihrer Arbeit in Beteiligungsprozessen. „Ich weiß nicht, wie weit das schon ein Generationen-Thema ist. Ich mein diese Parkplatz-Fokussiertheit [...], die ist ja auch nicht mehr rational. Also ich meine, es regen sich ja selbst Leute auf, die selbst kein Auto haben, dass die Parkplätze wegfallen.“ (Anhang 8.5.2) Eva beschreibt aus ihrer Erfahrung mit vielen durchgeführten Projekten, dass die Bewohner*innen häufig erst

wieder erlernen müssen, dass der Stadtraum öffentlicher Raum ist, der von ihnen mitgestaltet und genutzt werden darf und kann. „Aber ja das Verständnis fehlt manchmal schon noch oder das Bewusstsein, was ist denn öffentlicher Raum überhaupt und was bedeutet das für mich auch, also wie kann ich den denn nutzen? Ja, es ist halt doch in vielen Köpfen [...] noch dieses klassische: Straße ist für Autos.“ (Anhang 8.5.1)

Eines der ersten Gespräche am Aufbau-tag war mit einer Nachbarin, die die von uns aufgestellten Halteverbotsschilder fotografierte. Sie fragte uns, ob wir die veranda¹⁶ am 4. Juli wieder abbauen würden, da dieses Datum auf den Schildern stand. Als wir ihr mitteilten, dass das Parklet bis Ende Oktober stehen bleiben würde, war sie schockiert und reagierte ungehalten. Es würden generell schon zu wenig Parkplätze zur Verfügung stehen und nun noch mehr fehlen. Als ich ihr erklärte, dass es darum ginge, einen Treffpunkt für die Nachbar*innenschaft zu kreieren, reagierte sie mit den Worten: „Ach so, ihr seid eh nicht Anti-Auto! Das ist so ein gesellschaftliches Ding?“ (Anhang 8.2.2) Ich lud sie ein, am nächsten Tag beim Bepflanzen mitzumachen oder hinterher zu Kaffee und Kuchen vorbeizukommen. Sie hatte daran kein Interesse und ging weiter.

Ein anderes Ehepaar kam etwas später vorbei und war ähnlich skeptisch und verärgert über den Mangel an Parkplätzen. Hinterher erzählte mein Mitbewohner mir, dass sie einen Stellplatz in der Garage des Hauses haben und den Parkplatz vor der Haustüre nur aus Bequemlichkeit nutzten. Die Ausgangslage in der Hyrtlgasse war durch eine Baustelle direkt angrenzend an das Parklet tatsächlich relativ angespannt. Die Anzahl der Parkplätze war dadurch bereits reduziert und da sich wie bereits beschrieben viele handwerkliche Firmensitze im Grätzel befinden, parken häufig große Transporter in der Straße und verringern die Parkplätze zusätzlich. Dennoch war für mich erstaunlich, wie sehr der Einstieg ins Projekt von der Parkraumthematik bestimmt war. Es zeigte sich deutlich, dass ein Teil der Nachbar*innenschaft der Hyrtlgasse ein zentrales Anliegen hat: nämlich den vermeintlichen Mangel an Parkplätzen. Auch einer meiner pensionierten Nachbarn meldete sich am Tag des Abbaus bei uns. Er hatte allerdings die gegenteilige Meinung. Da das Parklet den ersten Parkplatz vor der Garageneinfahrt belegt hatte, fühlte sich mein Nachbar beim Hinausfahren sicherer. Er konnte über das Parklet hinweg besser den Verkehr auf der Hyrtlgasse sehen, als wenn dort große Transporter oder LKW stehen. Und tatsächlich war das erste Auto, das auf dem Parkplatz stand, nachdem wir abgebaut hatten, ein Transporter.



Abbildung 14: Transporter in der Hyrtlasse, 2021, eigenes Foto

4.3.3 Urlaubende Nachbar*innenschaft

In meinem Gespräch mit Eva war es vermutlich aufgrund ihrer Position innerhalb des Aktionsprogramms schwierig, auf die negativen Rückmeldungen zu sprechen zu kommen und auch herauszufinden, woran manche Ideen scheitern. Ihrer Meinung nach kennt „fast jeder Wiener/ Wienerin [...] das, es ist immer leichter sich die Genehmigung zu holen und im Prinzip bräuchte es uns gar nicht mehr, dass das weiter besteht. Außer jetzt die finanzielle Unterstützung, weil es soll ja allen möglich sein daran teilzunehmen unabhängig davon, ob man es selbst finanzieren könnte oder nicht.“ (Anhang 8.5.1) In der Hyrtlasse und auf der veranda16 gewinne ich allerdings einen gegenteiligen Eindruck. Das Parklet und die Institution Grätzloase sind für wenige Personen bekannt. Einige Male verlassen, wie bereits beschrieben, Nachbar*innen die veranda16, als ich die Pflanzen gieße. Mehrere kann ich ansprechen und ihnen erklären, dass sie gerne sitzen bleiben können. Sie erzählen mir, dass sie nicht wussten, ob es ein öffentlicher Ort ist und für wen er zu nutzen ist. Victor, der Stammgast auf dem Parklet war, hat sich auch

Gedanken dazu gemacht, weshalb die veranda16 etwas verwaist war. Er meint, dass es genau daran läge, dass viele das Konzept nicht kennen würden und keinen Bezug zu solchen partizipativen Projekten hätten. Seiner Meinung nach brauche es Zeit, bis sich so etwas etabliere. „Das heißt es ist auch ein bisschen so, der Raum muss erst erlernt werden.“ (Anhang 8.5.4) Auch Frau Gufo ist der Meinung, dass es mehr Zeit gebraucht hätte, damit die veranda16 sich etabliere.

„Na aber ich persönlich fand's nicht schlecht und ich hab mir eigentlich also etwas mehr davon erwartet. Also ich mein Akzeptanz, ne. Und äh aber ja manchmal brauchen die Dinge länger, um zu wachsen und den Leuten a bissl a Verständnis auch mitzugeben für das, was eigentlich a Miteinander darstellen kann. Also es muss ja jetzt nicht unbedingt jeder grüne Socken tragen, net?“ (Anhang 8.5.6)

Eine meiner Nachbar*innen verbrachte den Sommer gemeinsam mit ihrem Mann in ihrer Heimat. Sie kam erst im September zurück nach Wien, nachdem die veranda16 bereits zwei Monate vor Ort war. Sie war begeistert vom Konzept, nutzte das Parklet zwar nicht als Aufenthaltsort, aber tauschte Bücher im offenen Bücherschrank und pflegte die Pflanzen. An einem der letzten Tage des Aufstellungszeitraums Ende Oktober realisierte ich, dass sie die veranda16 aufgeräumt und die Pflanzen zurückgeschnitten hatte. Zwei Tage später war das Abschiedsfest und das Parklet wurde abgebaut.

Der Aufstellungszeitraum von Juli bis Ende Oktober 2021 fiel zusammen mit dem Beginn der Sommerferien und einem Wiener Relikt aus vergangenen Zeiten: der Sommerfrische. Viele Wiener*innen verbringen ihre Sommer (soweit es möglich ist) außerhalb der Stadt. Da viele der Nachbar*innen aus meinem Haus der Mittelschicht angehören, haben sie die Möglichkeit, den Sommer im Urlaub und/oder bei ihren Familien oder Zweitwohnsitzen auf dem Land zu verbringen. Dies trug zusätzlich dazu bei, dass die veranda16 häufig ungenutzt blieb. Trotz aller Bemühungen, das Parklet möglichst üppig zu bepflanzen und angenehm zu gestalten, blieb die Hyrtlgasse eine Durchfahrtsstraße und die Nähe zur vielbefahrenen Koppstraße tat ihr übriges dazu, dass die Aufenthaltsqualität vor Ort zu den Verkehrsstoßzeiten höchstens mittelmäßig war. „Und es ist natürlich auch stark abhängig vom Platz, das ist natürlich auch eine Sache, weil ich meine, wie attraktiv ist der Platz da unten bei peppa* und wie attraktiv ist der [hier]?“ (Anhang 8.5.4) Victor hat die veranda16 zwar häufig genutzt, dennoch ist auch er der Meinung, dass die verkehrsberuhigte Fahrradstraße Hasnerstraße schon allein aus diesem Grund mehr Aufenthaltsqualität aufweise. Auch die dort aufgestellten Wasserspender sorgten für eine

angenehme Abkühlung, die vor allem tagsüber auf dem Parklet in der Hyrtlasse dringend nötig gewesen wäre.

4.3.4 Politische Nachbar*innenschaft

Die Förderung und Umsetzung von partizipativen Projekten haben offensichtlich auch eine politische Komponente. Einerseits werden solche Projekte aktuell vielerorts stadtpolitisch gefördert und umgesetzt und den Bewohner*innen Anreize geboten, sich in ihrer Stadt zu beteiligen. „Begrünung und Biodiversität, irgendwie Bürgerbeteiligung sind einfach Themen, wo kaum eine Partei sich eben mehr dagegen wehrt, sondern eher versucht da mitzuarbeiten und es positiv und pro-aktiv zu gestalten.“ (Anhang 8.5.1) Andererseits erreichen diese Projekte schlussendlich immer eine ähnliche Klientel, obwohl der Ansatz häufig der Wunsch nach Diversität in der Partizipation ist. Die Fragen: Wer weiß von solchen Projekten und Möglichkeiten? Wer reicht überhaupt ein? Wer kann sich Engagement finanziell, zeitlich und sozial „leisten“? bleiben häufig ungeklärt oder werden unter den Teppich gekehrt. Die Frage danach, wie das, was Bewohner*innen für ihre unmittelbare städtische Umgebung tun, durch politische Akteur*innen aufgegriffen und verwertet wird, lässt sich anhand solcher Projekte aufzeigen. Nach außen können sich politische Akteur*innen dadurch ein positives Image aufbauen, am Ende bleiben dabei allerdings diejenigen außen vor, die von Beteiligungsprojekten eigentlich profitieren sollten.

Es bräuchte gezielte, pro-aktiv aufsuchende Sozialarbeit, um auch sozio-ökonomisch benachteiligte Gruppen anzusprechen und einzubeziehen. Denn allein mit finanzieller Unterstützung ist es häufig nicht getan. Das Schreiben eines Antrags auf Unterstützung durch das Aktionsprogramm Grätzloase erfordert einiges an speziellem Know-How. Festzuhalten ist weiters, dass Beteiligungsprojekte auch Teil eines neoliberalen Kontextes in der Stadt sind, da *Grüne Parklets* und andere Beteiligungs- und Stadtentwicklungsprojekte immer auch zur Aufwertung der Stadt beitragen und sich die Stadt Wien mit solchen Prestige-Projekten als lebenswerte Stadt vermarkten lässt. „Also wenn Sachen politisch gewollt sind, gehen sie leichter in der Umsetzung, als wenn die Politik eben dagegen ist.“ (Ebd.) So ist es eben auch mit Parklets. Politisch lassen sie sich gut für ein grünes, zukunftsorientiert-nachhaltiges und lebenswertes Image der Stadt Wien instrumentalisieren und tragen im besten Fall zur Zufriedenheit der Bewohner*innen bei. „Also ich wusste ja nicht, [...] dass sozusagen der Zivilbereich [...] mit der öffentlich-rechtlichen Hand so zusammen arbeiten kann. Das man dem Raum so eine Funktion

gibt. Das wusste ich nicht also, dass das so auch gefördert wird und gewollt ist.“ (Anhang 8.5.4)

Abschließend lässt sich feststellen, dass Nachbar*innenschaft in der Hyrtlgasse viele unterschiedliche Facetten und Formen annimmt. Ich habe in den vorangegangenen Kapiteln diejenigen dargestellt, die sich in meiner Analyse besonders markant zeigten: *passive, übernommene, eigene, solitäre, spionierende, soziale, diverse, parkende, urlaubende und politische*. Nachbar*innenschaft ist somit wandelbar und kontextabhängig. Selbst die Imaginationen einer Bewohnerin zur Nachbar*innenschaft kann variieren, je nach aktuellem Befinden, Lebensabschnitt und Wohnort. Mit der Analyse des von mir erhobenen Materials konnte ich zeigen, dass es sehr wohl kollektive Vorstellungen von Nachbar*innenschaft gibt, wie diese tatsächlich gelebt wird allerdings davon abweichen kann. Es vereinen sich in Nachbar*innenschaft politische, soziale, ökonomische und Milieu spezifische Dimensionen, die je nach Grätzel und sogar innerhalb eines Grätzels variieren können. Durch den Vergleich der Hyrtlgasse mit der Hasnerstraße wurde deutlich, dass sowohl räumlich-materielle Gegebenheiten als auch die Personen vor Ort einen Einfluss auf die gelebte Nachbar*innenschaft nehmen. Nachbar*innenschaft in der Hyrtlgasse und auf der veranda¹⁶ war vor allem eines: wandelbar, unberechenbar, divergierend.

5 Fazit und Ausblick – „es gibt einen neuen Raum, der genutzt wird, das ist schon sinnvoll!“¹⁵

Die vorliegende Arbeit ist eine raumtheoretische Auseinandersetzung mit einem alltäglichen Phänomen: Nachbar*innenschaft. Es wurde eine Form der urbanen Raumproduktion am Beispiel eines partizipativen Projektes dargestellt. Die veranda16 als *Grünes Parklet* bildete gleichzeitig räumlich sowie inhaltlich den Mittelpunkt der Forschung. Anhand der räumlichen Veränderung durch die Umnutzung des Parkraums als Aufenthaltsort wurde deutlich, dass Raumproduktion immer auch Gesellschaftsproduktion meint. Raum und Gesellschaft sind interdependent. Sie beeinflussen einander und bauen sich aus denselben Elementen auf, die in Abhängigkeit zueinander situativ gebunden sind: materielle Gegebenheiten, sozio-ökonomische Voraussetzungen sowie die Menschen und Tiere, die in ihnen leben.

Mit meiner empirischen Forschung bin ich folgenden Fragen nachgegangen: Welchen Beitrag können stadtpolitische Beteiligungsprojekte zu sozialen Nachbar*innenschaften leisten? Wie wird Nachbar*innenschaft in der Hyrtlasse und auf dem Parklet veranda16 gelebt? Mit Hilfe von Leitfaden gestützten, narrativen Interviews mit Nachbar*innen und städtischen Stakeholder*innen, teilnehmender Beobachtung und daraus resultierenden Feldnotizen sowie nach dem Ansatz der Grounded Theory habe ich mein Material erhoben und analysiert. Ich habe erläutert, dass sich *Doing Nachbar*innenschaft* ganz im Sinne des Konzeptes der *doing city* (vgl. Schmidt-Lauber/Wolfmayr) aus den Alltagspraktiken der Bewohner*innen speist. Sie sind es, die beeinflussen welche Formen und Bedeutungen Nachbar*innenschaft in ihrem Haus, ihrer Straße und ihrem Grätzel annimmt. Die Nachbar*innenschaft, die ich auf der veranda16 und im Grätzel 16020 beobachtet, erlebt und analysiert habe, nimmt je nach Kontaktperson unterschiedliche Ausprägungen an, bricht aber stets mit kollektiven und beschönigenden Vorstellungen und vor allem auch mit dem Bild von Nachbar*innenschaft, das städtische Institutionen idealisieren. Nachbar*innenschaft in der Hyrtlasse bewegte sich abseits der Norm. Sie war häufig solitär, passiv und abwesend. In anderen Momenten und Beziehungen zeigte sie sich jedoch auch sozial und höflich distanziert. Gerade dieses Spannungsfeld zwischen den Bedeutungen, die gesellschaftlich und kollektiv der Nachbar*innenschaft zugeschrieben werden, die meine Interviewpartner*innen als Wunsch oder Vorstellung genauso benannten, und den tatsächlich in der Hyrtlasse ge- und erlebten Formen von

¹⁵ Anhang 8.5.4

Nachbar*innenschaft machen meine Arbeit so wertvoll. Ich habe eine Perspektive auf Nachbar*innenschaft beleuchtet, die im Diskurs unterrepräsentiert ist. Sie besteht eben auch dann, wenn Nachbar*innen wenig oder keinen Kontakt haben, sich nicht bei Begegnungen im Grätzl grüßen und kein Verhältnis zueinander besteht außer der räumlichen Nähe. Nachbar*innenschaft bildet sich in Alltagspraktiken heraus und steht in Bezug zum gesellschaftlichen, politischen und materiellen Umfeld. Damit wird das eigene Verhältnis zur Nachbar*innenschaft auch davon geprägt, was im aktuellen gesellschaftlichen Diskurs als modern, wertvoll und zukunftsweisend präsentiert wird. Sind es Beteiligungsprojekte, die ein gemeinschaftliches Leben im direkten Wohnumfeld stärken, so geht dieses Bild ins kollektive Bewusstsein über. Zielführend für ein solches Zusammenleben wäre allerdings die Anerkennung von Unterschieden in nachbar*innenschaftlichen Beziehungen basierend auf Herkunft, Religion, Hautfarbe, Sprache, Ressourcen, usw. Gerade weil partizipative Projekte modern sind, wäre hier die Chance Nachbar*innenschaften über Unterschiede hinweg einzubeziehen, was aber oftmals an den Mitteln der Institutionen und einzelner Personen scheitert.

Nachbar*innenschaft steht als theoretisches Konzept im Zentrum meiner Forschung. Ich folgte den Alltagshandlungen meiner Nachbar*innen, um die von mir durch theoretische Konzepte gestützte Definition von Nachbar*innenschaft zu überprüfen bzw. debattieren. Ich konnte deutlich machen, dass städtische Institutionen ein sehr spezifisches Bild von Nachbar*innenschaft in der Umsetzung stadtpolitischer Projekte forcieren. Nachbar*innenschaft soll Gemeinschaft und Austausch fördern, geprägt sein von gegenseitiger Solidarität und verfolgt das Ziel, in einem sozialen Miteinander zu leben. Dieses Bild tragen auch partizipative Stadtentwicklungskonzepte in die Öffentlichkeit. Projekte, die von städtischen Institutionen gefördert und von Bewohner*innen durchgeführt werden, sollen diesem Anspruch gerecht werden. Gleichzeitig werden sie instrumentalisiert, um das zukunftsorientierte und lebenswerte Image der Stadt Wien zu stärken. Diese Form der öffentlich-privaten bzw. stadtpolitisch-zivilgesellschaftlichen Zusammenarbeit hat den Anspruch, Wünsche der Bewohner*innen mit den Vorstellungen und Plänen der Politik in Einklang zu bringen. Häufig werden partizipative Projekte gezielt dafür eingesetzt, Zustimmung von den Einwohner*innen einzuholen. Wie ich zeigen konnte, geht dabei der Grundgedanke der Partizipation – möglichst diverse und vor allem auch marginalisierte Stimmen einzubeziehen – verloren.

„Kunst als öffentlicher Raum intendiert neben der ästhetischen Erfahrung des Ortes auch eine allgemeine Erhöhung der Lebensqualität der Bewohner durch die Integration der

Bewohner und die Herstellung neuer kommunikativer Räume.“ (Hildebrandt: 727) Häufig geht mit solchen Projekten eben auch eine Aufwertung der Stadträume einher, die nicht selten zur Folge hat, dass bereits marginalisierte Personen weiter ausgegrenzt werden (Stichwort: Gentrifizierung). Ich habe verdeutlicht, dass gerade dieses Milieu oft unbeteiligt bleibt oder Orte, die durch Beteiligungsformate etabliert werden, sogar meidet.

In der Auseinandersetzung mit Stadträumen legte ich dar, dass die Bildung von Städten auf Zuwanderung zurückzuführen ist. Diese Zuwanderung und die dadurch entstehende Vielfalt wird in stadtpolitischen Debatten wiederum instrumentalisiert und als Begründung für Schwierigkeiten im Zusammenleben in Nachbar*innenschaften genutzt. Gleichzeitig werden Beteiligungsprojekte als Lösungen für ebenjene Konflikte vorgestellt. In der Umsetzung partizipativer Ansätze gelingt es allerdings nicht, Personen unterschiedlicher Milieus einzubeziehen. Wie ich verdeutlichen konnte, werden stattdessen wieder die gleichen Stimmen gehört und beteiligen sich Personen, denen entsprechende Ressourcen zur Verfügung stehen.

Abschließend möchte ich einige weiterführende Forschungsmöglichkeiten zum Thema Nachbar*innenschaft und Partizipationsprojekte vorschlagen. Spannend wäre sicherlich ein direkter Vergleich unterschiedlicher Parklets in verschiedenen Grätzeln in Wien. Auf diese Weise könnten Parklets, die in Grätzeln, in denen ein vorwiegend kreatives, junges Milieu lebt, mit der veranda16 und ihrem diversen Milieu verglichen werden. Wie bereits angedeutet, liegt auch die Vermutung nahe, dass Parklets eine bestimmte (hippe) Klientel anziehen und es dadurch in anderen Grätzeln zu anderen Nutzungsformen kommen kann. Auch ein Vergleich zwischen Parklets, die von Einzelpersonen initiiert wurden, wie es die veranda16 war, und solchen, die vor Vereinslokalen stehen, wäre sicher fruchtbar, da das Engagement sich dort möglicherweise auf mehrere Personen verteilen kann. Für mich bleibt am Ende der Forschung die Frage offen, ob ein längerer Aufstellzeitraum einen Wandel der Wahrnehmung und Empfindungen der Nachbar*innen in Bezug auf die veranda16 provoziert hätte. Schließlich stand das Parklet für vier Monate in der Hyrtlasse und das in den Sommermonaten, die von vielen Personen für längere Urlaube genutzt werden. Ein Parklet zu begleiten, welches auch über die Wintermonate aufgestellt bleibt und somit über einen Zeitraum von einem Jahr begleitet werden könnte, wäre eine interessante weiterführende Forschungsquelle. Wie würde sich die Nutzung eines Parklets über den Winter und im Frühjahr des Folgejahres entwickeln? Welche anderen Veranstaltungen wären möglich? Würden sich weitere Formen der Nachbar*innenschaft etablieren? Zu guter Letzt wären auch Vergleiche unterschiedlicher

Hausgemeinschaften oder unterschiedlicher Städte (verschiedener Größen) mit ähnlichen Projekten möglich und interessant.

Wie ich in meiner Arbeit zeigen konnte, ist Nachbar*innenschaft situativ gebunden, relational, wandelbar und reicht von solitären bis zu gemeinschaftlichen Arten des Miteinanders. Sie zeigt sich in (kleinen) Alltagshandlungen und kann nicht kreiert bzw. forciert werden. Nachbar*innenschaft entsteht sowohl durch die Menschen, die vor Ort sind und ihr jeweiliges Gepräge als auch die materiellen und gesellschaftlichen Gegebenheiten. Folglich sind Nachbar*innenschaften individuell und unterschiedlich und würden in den skizzierten weiterführenden Forschungsideen wieder neue Formen annehmen und Bedeutungen in sich tragen, die es lohnt, zu entdecken.

6 Literaturverzeichnis

Amin, Ash/ Thrift, Nigel (2002): Cities. Reimagining the Urban. Cambridge.

Amnesty International (2017): Glossar für diskriminierungssensible Sprache. (<https://www.amnesty.de/2017/3/1/glossar-fuer-diskriminierungssensible-sprache>, 10.02.2023)

Bachmann-Medick (2006): Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften. Hamburg.

Bender, Thomas/ Farías, Ignacio (2011): Urban Assemblages. How Actor-Network Theory Changes Urban Studies. London/ New York.

Birdsall, Michelle (2013): Parklets. Providing Space for People to park... themselves. Institute of Transportation Engineers. ITE Journal, May 2013. 83, 5. S. 36-39.

Bourdieu, Pierre (1991): Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum. In: Wentz, Martin (Hg.): Stadt-Räume. Frankfurt/Main/New York. S. 25-34.

Dlabaja, Cornelia (2016): Das Wiener Brunnenviertel. Urbane Raumproduktion. Analyse des Wandels von Stadträumen. Wien.

Eckardt, Frank (2012): Handbuch Stadtsoziologie. Wiesbaden.

Ellrich, Mirko (2004): Infoblatt Postfordismus. (<https://www.klett.de/alias/1010849>, 03.01.2023)

Emrich, Hans (2013): Lokale Agenda 21 – Mitgestaltung nur für BesserverdienerInnen? In: Hammer, Katharina (Hg.) Bürgerinnenbeteiligung in der Stadt. Zwischen Demokratie und Ausgrenzung? Wien. S. 53-60.

Farías, Ignacio (2020): Für eine Anthropologie des Urbanismus. Ethnografisch Städte bauen. Zeitschrift für Volkskunde, 116. Jahrgang, Heft 2. S. 171-192.

Färber, Alexa (2014/1): Potenziale freisetzen. Akteur-Netzwerk-Theorie und Assemblageforschung in der interdisziplinären kritischen Stadtforschung. In: sub/urban. Zeitschrift für kritische Stadtforschung. Band 2. Heft 1. S. 95-103.

Färber, Alexa (2014/2): Wer macht mit – Wer hat welche Ziele? Überlegungen zur „Aktivierung“ im Stadtteil am Beispiel einer Berliner MieterInnen-Initiative. In: Rolshoven, Johanna (Hg.): Die Kunst des urbanen Handelns. Wien. S. 253-264.

Färber, Alexa/ Derwanz, Heike (2021): Multiplicity of encounters. Zur Begegnungskapazität des öffentlichen Raums am Beispiel der HafenCity Hamburg. In: Zeitschrift für Volkskunde. Jahrgang 117., Heft 2, S. 214-237.

Gozzer, Laura (2016): Zum Wohnen. Ethnographische Perspektiven auf eine geförderte Neubausiedlung in Wien. Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien. Band 41. Wien.

Grimm, Jacob und Wilhelm (1889): Deutsches Wörterbuch. Band 13. Leipzig.

Hamm, Bernd (1973): Betrifft: Nachbarschaft. Verständigung über Inhalt und Gebrauch eines vieldeutigen Begriffs. Düsseldorf.

Hammer, Katharina/ Ritt, Thomas (2013): Beteiligung in der Stadt – Ein Überblick zu Wien. In: Hammer, Katharina (Hg.) Bürgerinnenbeteiligung in der Stadt. Zwischen Demokratie und Ausgrenzung? Wien. S. 27-52.

Hildebrandt, Paula Marie (2012): Urbane Kunst. In: Eckardt, Frank (Hg.): Handbuch Stadtsoziologie. Wiesbaden. S. 721-744

Kersting, Norbert (2013): Ungleiche Teilnahme an demokratischen Verfahren. Chancen und Risiken von BürgerInnenbeteiligung. In: Hammer, Katharina (Hg.) BürgerInnenbeteiligung in der Stadt. Zwischen Demokratie und Ausgrenzung? Wien. S. 1-16.

Klatt, Johanna (2013): Erst die Arbeit, dann die Beteiligung? Sozial Benachteiligte und BürgerInnengesellschaft. In: Hammer, Katharina (Hg.) Bürgerinnenbeteiligung in der Stadt. Zwischen Demokratie und Ausgrenzung? Wien. S. 17-26

Kokot, Waltraud/ Hengartner, Thomas/ Wildner, Kathrin (2000): Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Eine Bestandsaufnahme. Berlin.

Kurz, Daniel (1993): ›Den Arbeiter zum Bürger machen‹ – Gemeinnütziger Wohnungsbau in der Schweiz 1918-1949. In: Günther Schulz (Hg.): Wohnungspolitik im Sozialstaat – deutsche und europäische Lösungen 1918-1960. Düsseldorf. S. 285-304

Lefebvre, Henri (2013): Die Produktion des Raumes. In: Hauser, Susanne/ Kamleithner, Christa/ Meyer, Roland (Hg.): Architekturwissen. Grundlagentexte aus den Kulturwissenschaften. Bd. 2: Zur Logistik des sozialen Raumes. Bielefeld. S. 387-396.

Littke, Hélène (2015): Revisiting the San Francisco parklets problematizing publicness, parks, and transferability. In: Urban Forestry & Urban Greening 15 (2016). S. 165-173.

Löw, Martina (2018): Vom Raum aus die Stadt denken. Grundlagen einer raumtheoretischen Stadtsoziologie. Bielefeld.

Magistrat der Stadt Wien, MA18 – Stadtentwicklung und Stadtplanung (2018): STEP 25 Fachkonzept Öffentlicher Raum. Wien.

Magistrat der Stadt Wien, MA 21 – Stadtteilplanung und Flächennutzung (2017): Masterplan partizipative Stadtentwicklung. Frühzeitiges Beteiligen der Bevölkerung an städtebaulichen Planungs- und Widmungsprozessen. Wien.

Magistrat der Stadt Wien, MA 23 – Wirtschaft, Arbeit und Statistik (2022/1): Ottakring in Zahlen. (<https://www.wien.gv.at/statistik/pdf/bezirke-in-zahlen-16.pdf>, 10.02.2023)

Magistrat der Stadt Wien, MA 23 – Wirtschaft, Arbeit und Statistik (2022/2): Statistisches Jahrbuch der Stadt Wien 2022. Wien.

Magistrat der Stadt Wien, MA 23 – Wirtschaft, Arbeit und Statistik (2022/3): Neubau in Zahlen. (<https://www.wien.gv.at/statistik/bezirke/neubau.html>, 11.02.2023)

Massey, Doreen (1991): Ein globales Ortsbewusstsein. In: Hauser, Susanne/ Kamleithner, Christa/ Meyer, Roland (Hg.): Architekturwissen. Grundlagentexte aus den Kulturwissenschaften. Band 2. 2013. Bielefeld. S. 85-96.

Mayring, Philipp (2002): Einführung in die Qualitative Sozialforschung. Weinheim/Basel.

Mey, Günter/ Mruck, Katja (2011): Grounded Theory Reader. Wiesbaden.

Miessen, Markus (2012): Albtraum Partizipation. Berlin.

Mittersteiner, Gernot (2013): Sechs Thesen zur Rolle der Partizipation in Wien. In: Hammer, Katharina (Hg.) Bürgerinnenbeteiligung in der Stadt. Zwischen Demokratie und Ausgrenzung? Wien. S. 97-99.

Nierhaus, Irene (1995): Vorgarten und Vorzimmer. Nahtstelle von Privatem und Öffentlichem im Wiener Wohnbau nach 1945. In: Sieder, Reinhard/ Steinert, Heinz/ Tálos, Emmerich (Hg.): Österreich 1945-1995. Gesellschaft, Politik, Kultur. Wien. S. 581-598.

Petrow, Constanze (2012): Städtischer Freiraum. In: Eckardt, Frank (Hg.): Handbuch Stadtsoziologie. Wiesbaden. S. 805-838.

Puschatz, Andreas (2021): Vom Prestigeprojekt zur selbstgemachten „Coolen Straße“. (<https://kurier.at/chronik/wien/vom-prestigeprojekt-zur-selbst-gemachten-coolen-strasse/401473333>, 09.02.2023)

Reutlinger, Christian/ Stiehler, Steve/ Lingg, Eva (2015): Soziale Nachbarschaften. Geschichte, Grundlagen, Perspektiven. Wiesbaden.

Rolshoven, Johanna (2012): Zwischen den Dingen: der Raum. Das dynamische Raumverständnis der empirischen Kulturwissenschaften. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 108 (2012). S. 156-169.

Rolshoven, Johanna (2021): Stadtforschung als Gesellschaftsforschung. Eine Einführung in die Kulturanalyse der Stadt. Bielefeld.

Schlör, Joachim (2005): Das Ich der Stadt. Debatten über Judentum und Urbanität. 1822-1938.

Schmidt-Lauber, Brigitta/ Wolfmayr, Georg (2016): Doing City. Andere Urbanität und die Aushandlung von Stadt in alltäglichen Praktiken. In: Zeitschrift für Volkskunde 112. Heft 2. S. 187-208.

Schnur, Olaf (2012): Nachbarschaft und Quartier. In: Eckardt, Frank (Hg.): Handbuch Stadtsoziologie. Wiesbaden. S. 449-474.

Schnur, Olaf (2014): Quartiersforschung. Zwischen Theorie und Praxis. 2. Auflage. Wiesbaden.

Sobocan, Daniela (2020): „Parklets“ in Wien. Eine kreative Form der Umnutzung von Parkraum. In: Mobile Culture Studies >mcs_lab> 1. S. 97-108.

Stabstelle für BürgerInnenbeteiligung und Kommunikation (2022): Beteiligung und Masterplan für partizipative Stadtentwicklung. (<https://www.wien.gv.at/stadtentwicklung/partizipation/masterplan/>, 08.08.2022)

Verein Lokale Agenda 21 (2022): Grätzloase. Wir verwandeln den Freiraum! (graetzloase.at, 10.08.2022)

Weber, Max (1976): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie. Tübingen.

Welz, Gisela (2022): Assemblage. In: Chakkalakal, S./ Ege, M./ Eggmann, S./ Maase, K. (Hg.): Theoretische Reflexionen: Perspektiven der europäischen Ethnologie. Berlin. S. 161-176.

Whyte, William (1988): City. Rediscovering the Centre. New York.

Wietschorke, Jens (2014): Ist Nachbarschaft planbar? Zur Geschichte eines Schlüsselkonzeptes in Sozialreform, Stadtplanung und Stadtsoziologie. In: Evans, Sandra/ Schahadat, Schamma (Hg.): Nachbarschaft, Räume, Emotionen. Interdisziplinäre Beiträge zu einer sozialen Lebensform. Bielefeld. S. 93-120.

7 Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: <i>HasnerOase</i> , Sommer 2021, Quelle: Screenshot: https://www.meinbezirk.at/ottakring/c-lokales/das-selbstmach-sommergraetzel_a4828405#gallery=null , 11.02.2023.....	5
Abbildung 2: Hyrtlasse in Wien, 2021, eigenes Foto	5
Abbildung 3: veranda16 Parklet in der Hyrtlasse, 2021, eigenes Foto	7
Abbildung 4: Karte der Wahlsprengel in Ottakring: die veranda16 ist mit blauem Kreis gekennzeichnet, Grätzel 16020 in schwarz umrandet, die Koppstraße und Gablenzgasse sind pink markiert, die Hasnerstraße grün, in türkis ist die <i>Hasneroase</i> eingezeichnet und in rot der Richard-Wagner-Platz. (Screenshot: https://www.wien.gv.at/politik/wahlen/bp/pdf/bp22-bezirk16.pdf , 11.02.2023)	28
Abbildung 5: Erster Abschnitt der Hyrtlasse fotografiert aus der Gablenzgasse, 2021, eigenes Foto.....	30
Abbildung 6: Zweiter Abschnitt der Hyrtlasse fotografiert aus der Herbststraße, 2021, eigenes Foto.....	31
Abbildung 7: Dritter Abschnitt der Hyrtlasse aus der Koppstraße fotografiert, 2021, eigenes Foto.....	31
Abbildung 8: veranda16 nach Fertigstellung, gut ersichtlich die drei Sitzbereiche, 2021, eigenes Foto.....	35
Abbildung 9: Ankündigung veranda16, 2021, eigenes Foto	42
Abbildung 10: Bücherschrank der veranda16, 2021, eigenes Foto	48
Abbildung 11: Nachbar*innen (unter sich) auf der veranda16, 2021, eigenes Foto.....	50
Abbildung 12: Dankeskarte an der Pinnwand, 2021, eigenes Foto	54
Abbildung 13: Einladung und Nutzungsbeschreibung der veranda16, 2021, eigenes Foto	56
Abbildung 14: Transporter in der Hyrtlasse, 2021, eigenes Foto.....	67

8 Anhang

8.1 Abstract

In der vorliegenden Arbeit wird eine Stadtforschung zum Thema Nachbar*innenschaft durchgeführt. Es werden folgende zwei forschungsleitenden Fragen erarbeitet: Welchen Beitrag können stadtpolitische Beteiligungsprojekte zu sozialen Nachbar*innenschaften leisten? Wie wird Nachbar*innenschaft in der Hyrtlasse und auf dem Parklet veranda16 gelebt? Im Zentrum der Forschung steht ein Parklet, ein Parkplatz, der zum Aufenthaltsort umgenutzt wird (die veranda16, die von Juli-Oktober 2021 in der Hyrtlasse in Wien Ottakring stand). Als partizipatives Projekt wird es durch das Aktionsprogramm Grätzloase des Vereins Lokale Agenda 21 finanziell und inhaltlich unterstützt. Der Begriff Nachbar*innenschaft wird (historisch) hergeleitet und auf seine Aktualität und Relevanz überprüft sowie mit den Erkenntnissen aus der vorliegenden Forschung ergänzt. Zusätzlich werden aus stadtanthropologischer Perspektive das Konzept der partizipativen Stadtentwicklungsprojekte sowie des öffentlichen Raums beleuchtet. Im empirischen Teil der Arbeit wird ein städtischer (Klein)Raum erforscht und die Bedeutung der Nachbar*innenschaft im Grätzel analysiert. Der Grounded Theory folgend wurden sechs Leitfaden gestützte, narrative Interviews mit Nachbar*innen sowie städtischen Stakeholder*innen geführt und die veranda16 mit Hilfe teilnehmender Beobachtungen begleitet. Somit konnte die theoretische Einführung stadtpolitischer Leitbilder (Partizipation, Umnutzung öffentlichen Raums, Nachbar*innenschaft) auf eine feine mikroanalytische Ebene in der Hyrtlasse angewendet und überprüft werden. Es wird deutlich, dass Nachbar*innenschaften relational, situativ gebunden und wandelbar sind. Normative Idealvorstellungen von Nachbar*innenschaft bestimmen den gesellschaftlichen Diskurs und werden in der vorliegenden Arbeit problematisiert.

8.2 Feldnotizen

8.2.1 Zeitraum bis zum Aufbau der veranda16, 1.4.-2.7.2021

8.2.2 Zeitraum während der Aufstellung der veranda16, 2.7.-31.10.2021

8.3 E-Mails an veranda16@gmail.com

8.3.1 E-Mails mit S.T.

8.4 Interviewleitfäden

8.4.1 Interviewleitfaden: Daniel Glaser

Wie beschreibst du Nachbar*innenschaft? Welche Bedeutungen hat sie für dich?

Was sind deine Aufgaben als Bezirksrat?

Was sind die Aufgaben der Kommission für Bezirksentwicklung und Mobilität?

Was ist die Rolle der Bezirksvertretung beim Aufstellen eines Parklets?

Wie läuft der Entscheidungsprozess ab? Seid ihr Teil davon?

Welche politischen/städtischen Akteur*innen spielen eine Rolle?

Welchen Einfluss haben Projekte, die durch die Grätzeloase/LA21 unterstützt werden, auf die Nachbar*innenschaft/den Bezirk?

8.4.2 Interviewleitfaden: Nachbar*innen

Wo wohnst du? Seit wann?

Was bedeutet Nachbar*innenschaft für dich?

Kennst du deine Nachbar*innen? Sind sie (wichtige) Kontaktpersonen für dich?

Was erwartest du von der Nachbar*innenschaft?

Was wünschst du dir von der Nachbar*innenschaft?

Was hältst du von der veranda16?

Sollte es deiner Meinung nach mehr Projekte dieser Art geben? Wenn ja, warum? Wenn nein, warum?

Nutzt du die Veranda16? Wenn ja, wofür? Wenn nein, warum nicht?

8.5 Interviewtranskripte

8.5.1 Transkript Eva Braxenthaler, 13.6.2021, Wien, 22 S.

8.5.2 Transkript Daniel Glaser, 14.9.2021, Wien, 18 S.

8.5.3 Transkript Julia, 7.9.2021, Wien, 17 S.

8.5.4 Transkript Victor, 27.10.2021, Wien, 27 S.

8.5.5 Transkript Marvin, 27.10.2021, Wien, 11 S.

8.5.6 Transkript Frau Gufo, 2.11.2021, Wien, 16 S.

8.6 Beispiele für Aushänge und Ankündigungen

8.6.1 Einladung Parking Day



Liebe Nachbarinnen und Nachbarn,

seit 2005 wird jährlich am 17.09. der PARK(ing)-Day gefeiert, um zu zeigen, welche vielfältigen Nutzungsmöglichkeiten der öffentliche Raum abseits von Parkplätzen und Hundeklo bieten könnte. Weltweit gibt es dabei Aktionen wie Parkplatzkonzerte, temporäre Fahrradwerkstätten oder Straßencafés.

Auf der Grätzloase Veranda16 veranstalten wir aus diesem Anlass eine Kleidertauschparty und bepflanzen die Blumenkästen mit farbenfrohen Herbstblumen. Kaffee und Kuchen gibt's auch 😊

- * Wann: Freitag, 17.09.2021, 15-19 Uhr
- * Wo: Grätzloase Veranda16 in der Hyrtlasse
- * Was: bitte nur gewaschene Kleidung ohne Beschädigungen zum Tauschen mitbringen
- * Wie: bitte 3G Nachweis vorzeigen

Wir freuen uns auf euer Kommen! Bei Fragen meldet euch gerne unter veranda1160@gmail.com

Liebe Grüße, das Team der Veranda16



8.6.2 Einladung Abschlussfest

Liebe Nachbarinnen und Nachbarn,

ein wunderschöner Sommer und goldener Herbst auf der Veranda16 gehen zu Ende.
Das wollen wir mit Euch gebührend feiern! Am 29.10. gibt es ein Abschiedsfest mit
Kleidertausch und Getränken. Zusätzlich werden wir die Pflanzen verschenken. (Bringt
gerne eure eigenen Blumentöpfe mit) First come, first serve! Wer zuerst kommt, mahlt
zuerst!

Auf einen gelungenen Abschluss

Wann: Freitag, 29.10.21, ab 16 Uhr

Wo: Veranda16 in der Hyrtlgasse

Was: Abschiedsfest

Am Samstag 30.10. bauen wir von 15-18 Uhr die Veranda ab und würden uns sehr über
tatkraftige Unterstützung (oder auch Verpflegung ☐) freuen!

Bis dahin,

euer Team der Veranda16



WELCOME TO THE GRÄTZLOASE

VERANDA16

This parklet is an initiative of residents of Hyrtlasse and is supported by Lokale Agenda 21.

Veranda16 is public space for everyone, free of charge and without compulsory consumption. The parklet is available until the end of October 2021 and all are welcome,

-  to stay on the *Veranda16*, to rest, to relax...
-  to come into conversation
-  to get to know neighbours and to exchange ideas and experiences
-  to think about the possible uses for public space
-  to swap books
-  to observe bees and other insects
-  ...

Please take good care of *Veranda16*, be considerate of the other users as well as the neighbours, use the trash bin and respect the nightly silence from 10 pm to 6 am.

If you have any questions, suggestions, ideas or if you would like to support us in taking care of the parklet (e.g. watering plants), please feel free to contact us at veranda1160@gmail.com

Have fun and enjoy your summer,
the team of *Veranda16*!



GRÄTZLOASE VERANDA16'YA HOŞ GELDİNİZ

Bu park, Hyrtlgasse sakinlerinin bir girişimidir ve Lokale Agenda 21'in Grätzloase eylem programı tarafından desteklenmektedir.

Veranda16, herkes için ücretsiz ve herhangi bir tüketme zorunluluğu olmayan kamusal bir alandır. Burası Ekim 2021'in sonuna kadar müsaittir ve herkes davetlidir.

- Verandada16 da dinlenmek, rahatlamak...
- Muhabbet etme
- Komşuları tanımak ve fikir alışverişinde bulunmak
- Kamusal alanın olası kullanımları hakkında düşünmek
- Kitaplarınızı başkalarıyla değiştirmek
- Arıları ve diğer böcekleri izlemek

Lütfen veranda16ya iyi bakın, birbirinize karşı düşünceli olun, çöp kutusunu kullanın ve gece 22'den sabah 6'ya kadar ses yüksekliğine dikkat edin.

Herhangi bir sorunuz, öneriniz, fikriniz varsa veya Park alanına bakımında bize destek olmak isterseniz (mesala ciceklei sulamak), lütfen veranda160@gmail.com adresinden bizimle iletişime geçin!

Veranda16 ekibi size bol eğlence ve harika bir yaz diler!



WILLKOMMEN IN DER GRÄTZLOASE

VERANDA16

Dieses Parklet ist eine Initiative von Bewohner*innen der Hyrtlasse und wird vom Aktionsprogramm Grätzloase der Lokalen Agenda 21 unterstützt.

Die *Veranda16* ist öffentlicher Raum für alle, kostenlos und ohne Konsumzwang. Dieser Ort steht bis Ende Oktober 2021 zur Verfügung und alle sind herzlich eingeladen,

- ✚ sich auf der *Veranda16* aufzuhalten, zu verweilen, zu entspannen...
- ✚ ins Gespräch zu kommen
- ✚ Nachbarinnen und Nachbarn kennenzulernen und sich auszutauschen
- ✚ über die Nutzungsmöglichkeiten des öffentlichen Raumes nachzudenken
- ✚ Bücher zu tauschen
- ✚ Bienen und andere Insekten zu beobachten
- ✚ ...

Bitte passt gut auf die *Veranda16* auf, nehmt Rücksicht aufeinander, nutzt den Mistkübel und beachtet die Nachtruhe von 22 bis 6 Uhr.

Bei Fragen, Anregungen, Ideen oder wenn ihr uns bei der Betreuung des Parklets (z.B. Pflanzen gießen) unterstützen möchtet, meldet euch gerne unter veranda1160@gmail.com

**Viel Spaß und einen schönen Sommer wünscht euch
das Team der *Veranda16*!**